Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge

Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz

Band: 150 (1982)

Heft: 39

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

KIRCHE

Schweizerische Kirchenzeitung

39/1982 **150. Jahr** **30. September**

Ökologische Tugenden
Zum Fest des heiligen Franz von Assisi 577

«Non recuso laborem» – Der neue Bischof von Basel: Dr. Otto Wüst
Eine Würdigung von Gustav Kalt 578

Bischof Otto Wüst im Gespräch
Vom Presseempfang des neuen Bischofs von Basel berichtet Rolf Weibel 580

Der Schweizer Katholizismus im Umbruch (1) 1. Die katholische Sondergesellschaft; 2. Der Schweizer Katholizismus zwischen Ideal und Wirklichkeit. Von Urs Altermatt 581

Neue Bücher
Wege der Firmvorbereitung 584
Pastoraltherapie 585

Hinweise
Besinnungstage als Zugänge zum Religiösen 587
Kirchen im Lokalradio 587
Durch Adventkalender und Ranfttreffen zum pfarreilichen Weihnachtsgottesdienst 587

Amtlicher Teil 588

Schweizer Heilige Magnus

Ökologische Tugenden

Vor fünfzig Jahren veröffentlichte Julie Schlösser unter dem Titel «Die unbekannten Brüder» ein Plädoyer für den Einbezug des Verhältnisses des Menschen zur Kreatur, insbesondere zum Tier, in die Ethik: «Es handelt sich darum, die Tiere sowohl als auch die Menschen in den Kreis aufzunehmen, in dem Rücksicht und Verantwortlichkeit gilt». Heute ist dieses Anliegen theoretisch erfüllt: Die Umweltverantwortung ist zu einem selbstverständlichen Lehrstück der Ethik geworden, insgesamt wie in einzelnen Bereichen stehen praktische Konsequenzen aber immer noch aus. In den vergangenen Jahren hatten wir in der SKZ jeweils anlässlich des Festes des heiligen Franz von Assisi bzw. des Welttages des Tierschutzes auf manches hingewiesen: auf Tierquälereien einzelner wie auf quälerische Tiernutzung in der technisierten Nutztierhaltung, Versuchstierhaltung und im kommerziellen Tiertransport.

Anlässlich des 800. Geburtstages des heiligen Franz von Assisi möchten wir dieses Jahr – ähnlich wie der Hirtenbrief der Schweizer Bischöfe zum diesjährigen Bettag – den grösseren Zusammenhang der Einzelfrage Tierschutz thematisieren. Bereits Julie Schlösser sprach davon, dass die Frage nach der rechten Gestaltung des Verhältnisses zwischen Mensch und Tier nicht nur eine ethische Frage sei, sondern auch eine religiöse – als Praxis des Glaubens an den Schöpfer und damit der Anerkennung des Eigenwertes der Mitgeschöpfe – und eine soziale. Dass unser Umgang mit der Schöpfung eine soziale Frage ist, ist inzwischen weiten Kreisen bewusst geworden: Wir lassen es uns nämlich in mancher Hinsicht auf Kosten der morgen lebenden Menschen gutgehen. Die soziale Frage als ökologische Frage, insofern es bei deren Lösung darum geht, die Erde wieder zu einem Ort (oikos) zu machen, in dem heute und morgen lebende Menschen entsprechend den unverzichtbaren Bedingungen ihrer Würde leben können. Dies verlangt unter anderem eine Selbstbeschränkung in der Umweltnutzung, ein Verzicht, der nur gelingen kann, wenn wir die entsprechenden ökologischen Tugenden einüben. In einem Vortrag auf dem diesjährigen Deutschen Katholikentag führte der katholische Sozialethiker Lothar Roos zu drei solchen Tugenden folgendes aus:

1. *Die Anerkennung von Grenzen.* Der moderne Fortschrittsgedanke – den vorneuzeitlichen Epochen völlig unbekannt – hat die Idee der Grenze menschlicher Möglichkeiten aus unserem Bewusstsein verdrängt. Die Anerkennung von Grenzen als ökologische Kardinaltugend bedeutet, um mit Eberhard Jüngel zu reden: Es kommt «mehr denn je darauf an, dass der Mensch wieder lernt, zwischen *sich* und seinen *Werken* zu unterscheiden». Sittlich unerlaubte Grenzüberschreitungen liegen jedenfalls dann vor, wo die jetzt lebende Generation die Lebensmöglichkeiten künftiger Generationen unverantwortlich begrenzt. Die Anerkennung von Grenzen kann so auch zur bewussten Rücknahme von unverantwortlichen Grenzüberschreitungen führen.

2. *Die Lebensnotwendigkeit der Askese.* Was damit gemeint sein kann, formuliert Paul VI. in «Populorum progressio» folgendermassen: «Die Entwicklungshilfe braucht immer mehr Techniker. Noch nötiger freilich hat sie weise Menschen mit tiefen Gedanken, die nach einem neuen Humanismus Ausschau halten, der den Menschen von heute sich selbst finden lässt, im Ja zu den hohen Werten der Liebe, der Freundschaft, des Gebets, der Betrachtung.» Die Brisanz dieses Wortes liegt darin, dass man nicht alles gleichzeitig haben kann: immer mehr Technik, immer grössere Ausweitung unserer ökonomischen Möglichkeiten und zugleich eine humane Kultur, die sich in den Werten der Liebe, der Freundschaft, des Gebets, der Betrachtung erfüllt. Askese heisst aber auch: Einschränkung unserer bisher praktisch unbegrenzten Erwartungshaltung, vor allem gegenüber dem Staat. Die Zeiten der Gefälligkeitsdemokratie und der kostspieligen Reformexperimente ist zu Ende. Positiv heisst dies: Der Wille zur Selbständigkeit, die Bereitschaft, die eigenen Kräfte einzusetzen, um so Freiheit zu bewahren und erst im äussersten Falle zum Subventionsempfänger zu werden, müssen zunehmen. Askese heisst schliesslich: In einer Zeit der knapper werdenden Ressourcen muss der, der mehr hat oder mehr vermag, auch bereit sein, mehr zu leisten. Denn nur so kann Ärmeren solidarisch geholfen werden. Insofern gibt es kaum etwas Dümmeres als in der gegenwärtigen und auf uns zukommenden Situation die Tugenden der Leistungsbereitschaft und des Fleisses zu diffamieren.

3. *Der Sinn für das Ganze.* Die grossen Leistungen der Neuzeit sind durch Differenzierung und Spezialisierung der Wissenschaften zustande gekommen. Dies konnte solange gut gehen, als die Teildisziplinen nicht die Substanz des menschheitlichen Überlebens berührten. Diese Schwelle ist inzwischen überschritten. Es kommt nun darauf an, das Denken in den Kategorien der Naturwisschenschaften mit der sozialwissenschaftlichen «Suche nach Wirklichkeit» (Helmut Schelsky) und den Einsichten einer philosophisch-theologischen Anthropologie und Weltsicht zu verbinden. Insofern muss der Blick für das Ganze zunächst dahin führen, dass alle, die sich um die Zukunft – und wer wäre das nicht – Sorgen machen, wieder viel mehr und viel öfter sich an einem Tisch zusammenfinden, statt sich zu zerstreiten. Der Blick für das Ganze bedeutet weiter: in Ehrfurcht die Zusammenhänge des menschlichen Lebens und seiner Welt zu bedenken. Das bedeutet, auch wenn dies nicht in jedem Einzelfall sofort sinnvoll sein mag, der ehrfurchtsvolle, sparsame Umgang mit jedweden Ressourcen dieser Erde. Wir haben noch als Kinder gelernt, dass es eine Sünde sei, ein Stück Brot wegzuwerfen. Solches mag im Zeitalter einer Wegwerfgesellschaft irrational klingen, aber vielleicht nur deswegen, weil wir nicht zu Ende gedacht haben, wohin die Wegwerfgesellschaft letzten Endes führt. Der Blick für das Ganze, und damit schliesst sich unser Kreis, bedeutet schliesslich: die ökologische Frage im Hinblick auf die ganze Menschheit und auf den Zusammenhang der Generationen sehen und beantworten. Gerade wenn man dies tut, wird allen aber auch wieder deutlich, wie ökologisch aktuell etwa die Eigentumslehre eines Thomas von Aquin ist, die nicht zufällig von Papst Johannes Paul II. in «Laborem exercens» wieder aufgegriffen wird: Das «erste Prinzip der Eigentumsordnung» ist nämlich «die Bestimmung der Güter für alle und das gemeinsame Recht auf ihren Gebrauch» – so Thomas von Aquin mit den Worten des heutigen Papstes (Nr. 14). Thomas begründet dies so, dass Gott der eigentliche Eigentümer der Erde sei und dass er sie uns Menschen zum Nutzen aller übergeben habe. Heute sind wir menschheitsgeschichtlich immer mehr an einer Situation angekommen, wo das Überleben aller davon abhängt, ob wir bereit sind, uns dieser Wahrheit zu stellen. Darin liegt eine neue Chance, aber auch eine ungeheuer verantwortungsvolle Aufgabe.

Kirche Schweiz

«Non recuso laborem» – Der neue Bischof von Basel: Dr. Otto Wüst

Dem Brevierbeter alter Schule dürfte das Wort des hl. Martin, des Bischofs von Tours, bestens vertraut sein: «Domine, si adhuc populo tuo sum necessarius, non recuso laborem.» Der Bedingungssatz wurde durch die Wähler in Solothurn in eine eindeutige Aussage umgewandelt, der zweite Teil fasst die Motive zusammen, die den bisherigen Weihbischof dazu bewegten, die Wahl anzunehmen. Das Wort von Evaristo Kardinal Arns am Deutschen Katholikentag: «Ein Priester, der ordentlich denkt, will nicht Bischof werden», drückt sehr krass aus, welcher labor (das zu bewältigende Arbeitspensum dürfte dessen geringsten Teil ausmachen) auf einen Bischof zukommt, erst recht, wenn es um ein derartiges Mammutbistum geht. Darüber gibt sich Bischof Otto keinen Illusionen hin, hatte ihn doch seine bisherige Tätigkeit am eigenen Leibe erfahren lassen, welche Zerreissprobe seiner besten körperlichen und seelischen Kräfte seiner wartet. Um so mehr ist sein «non recuso laborem» zu werten. Der positive bis enthusiastische Anklang, den seine Ernennung allseits gefunden hat, wird ihn allerdings herzlich freuen, noch mehr, als dass er nun seinen bisherigen – zumeist schamhaft verschwiegenen – Titel eines Titularbischofs von Tubia mit dem des traditionsreichen Bistums von Basel vertauschen konnte.

1926 in Sursee am Feste des hl. Philipp Neri – gewisse Ähnlichkeiten in der Gemütslage sind nicht zu verkennen – geboren, wuchs er dort auf. Er sei schon seinen Jungwächtern gegenüber ein «Diener der Freude» gewesen, attestierte ihm sein damaliger Präses, der jetzige Spitalpfarrer F. X. Kaufmann, sein geistlicher Vater. Zusammen mit dem um zwei Jahre jüngeren Hans Küng kam O. Wüst als Scharführer innerhalb der Jungwachtbewegung zu einem fast legendären Ruf. Beide zogen an die Luzerner Kantonsschule und von dort nach Rom, um in der roten Soutane der Germaniker die Gregoriana zu besuchen. Dort war auch der letztes Jahr verstorbene Erziehungsrat Prof. Dr. J. Fischer mit von der Partie. Nach der Priesterweihe und Primiz im Herbst 1953 in Rom fügte O. Wüst zu seinem Lizentiat in Philosophie noch das Doktorat in Theologie hinzu mit einer Dissertation über die stellvertretende Rechtsgewalt des Papstes.

Im Dienst des Katholizismus und des Bistums

Seine ersten Schritte in der Seelsorge machte er als Vikar an der Marienkirche unter Pfr. U. von Hospenthal in der damals noch nicht von ökumenischem Enthusiasmus durchwirkten Diaspora von Bern. Als nach dem Tod von Prälat Dr. J. Meier 1960 dessen Aufgaben auf verschiedene Schultern verteilt wurden, kam Dr. O. Wüst als Generalsekretär des damals den Schweizer Katholizismus repräsentierenden Volksvereins an den St. Karliquai nach Luzern. Hier galt es, die kirchliche Medienarbeit den sich neu bietenden Möglichkeiten anzupassen. So entstand zum Beispiel die Arbeitsstelle für Radio und Fernsehen (ARF). Als Begleiter von Bischof Franziskus nahm er zeitweilig auch am Aufbruch des Zweiten Vatikanischen Konzils teil. Zuvor war er anlässlich des Missionsjahres mitverantwortlich für die missionarische Neubesinnung der Schweizer Kirche. 1961 gehörte er zu den Initianten des Fastenopfers. Zu seiner Weiterentwicklung trug er entscheidend bei als Präsident des Ausschusses – der Vorstufe des Aktions- und Stiftungsrates –, als Mitglied der Theologischen Kommission, als Präsident der Verwaltungskommission und später der Expertenkommission Mission. Seit 1966 wirkte Dr. O. Wüst in Solothurn: zwei Jahre lang als letzter Regens des Priesterseminars, dann als Bischofsvikar von Bischof Dr. Anton Hänggi und als Chef des Personalamtes, wobei ihm seine Einfühlungsgabe und Dialogfähigkeit bestens zustatten kamen.

Bei den langwierigen Verhandlungen um die Neugründung des Bistums Basel hat ein Angestellter der Nuntiatur, Auditor Cherubini, den Gedanken an einen Weihbischof als «Versuchung des Teufels» bezeichnet. Der damalige Bischof seinerseits befürchtete, man müsste ein Kloster aufheben, um aus dessen Gütern einen Koadjutor zu finanzieren, «dont les fonctions seront la plus grande partie du temps inutiles et superflues». Beider Befürchtungen haben sich nicht bewahrheitet, dafür die Hoffnungen, die Bischof Anton hegte, als er zu Ende der Synode 72 Otto Wüst zu seinem Weihbischof ernannte und ihn am 1. Februar 1976 weihte. Sein Wahlspruch, den er jetzt beibehält, lautet im ganzen Kontext: «Wir wollen ja nicht Herren eures Glaubens sein, sondern wir sind Diener eurer Freude (2 Kor 1,24).» In seiner neuen Aufgabe war Bischof Otto nicht nur als «Chrismer» (wie man den Koadjutor in Österreich nennt) tätig, sondern teilte sich mit Bischof Anton in die Aufgaben der Bistumsleitung getreu seinem Versprechen am Weihetag: «Ich verspreche Dir, ein treuer und eifriger auxiliaris – Gehilfe – zu sein, damit unter Deiner Leitung die Kirche von Basel immer mehr erstarkt und heranwächst zu einer Heilsgemeinschaft froher Christen, einer Gemeinschaft, in der sich Menschen verschiedener Sprachen, Mentalitäten und Richtungen daheim finden.»

Kirchenerfahrung

Seither lernte er, nicht zuletzt bei seinen Pastoralbesuchen, die konkrete Situation der Seelsorger und der Gemeinden kennen. Gerade weil er den Willen und die Fähigkeit hat, ausgleichend zu wirken, macht ihm die zunehmende Polarisierung sehr zu schaffen.

Innerhalb der Schweizer Bischofskonferenz – als deren Vizepräsident ab 1983 er bereits gewählt ist – wurde Weihbischof Otto das Ressort Diakonie (Caritas, Inländische Mission und Fastenopfer) zugeteilt. In diesem Gremium trug er dazu bei, die von der Synode 72 und dem Pastoralforum eingeschlagene Linie weiter zu verfolgen und das Anliegen der Ökumene hochzuhalten.

In Abänderung der Stiftungsurkunde wurde Weihbischof Otto 1976 zum Stiftungsratspräsidenten des Fastenopfers gewählt. Dass er beim heftigen Kesseltreiben gegen die Agenda 81 den Buckel hinhalten musste für missverstandene Texte, die er nicht selbst verfasst hatte, gehört zu den unangenehmen Erlebnissen, von denen man ihn verschont wissen möchte. Sein Engagement für die Nöte der Dritten Welt und seine Offenheit für ihre eigenständigen Werte verstärkten sich durch Einblicke an Ort und Stelle. 1977 reiste er fünf Wochen durch Lateinamerika, besuchte die dort in oft heroischem Einsatz stehenden Schweizer Diözesanpriester, Schwestern, Missionare und Entwicklungshelfer. Dabei konnte er auch die Effizienz der vom Fastenopfer getragenen Projekte prüfen. Letztes Jahr vertrat er es an der Generalversammlung der CIDSE – der Internationale der Fastenopfer – in Dar-es-Salaam. Im Anschluss daran lernte er auf einer strapaziösen Reise die Erfolge und Schwierigkeiten der bitterarmen tansanischen Kirche kennen. Dabei weihte er auch in Handeni ein Pfarreizentrum ein und hielt dabei eine Ansprache in Kisuaheli so perfekt, wie sie ihm zuvor der Guardian von San Damiano in der Hauptstadt eingepaukt hatte.

Bischof Otto war nie ein geistlicher Roboter und wird es auch nie werden. Dafür bürgen neben seiner Frömmigkeit seine menschlichen Eigenschaften: seine musische Veranlagung, seine Herzlichkeit, sein Humor und nicht zuletzt seine Selbstironie.

Nach der mit einiger Ungeduld erwarteten Bestätigung seiner Wahl durch Rom wurden dem neuen Bischof durch die Medien Würdigungen zuteil, die weit über das von der Höflichkeit vorgeschriebene Mass hinausgehen. Sie sind Ausdruck der grossen und begründeten Hoffnungen, die auf ihn gesetzt werden. Dass auch ein «hervorragender Mann Gottes» (so betitelte ihn das Luzerner Tagblatt) es auf die Dauer nicht allen und jedem recht machen kann, liegt auf der Hand. Der Wunsch, dies zu tun, um so der Diener aller zu sein, könnte einen Bischof dazu führen, auf die Einhaltung einer klaren Linie zu verzichten, um dann mehr zu reagieren als mutig voranzu-

gehen. Auch wenn jeder, der ihn kennt, eine solche Gefahr mit Händen und Füssen bestreitet, wird Bischof Otto mehr, als es seine Wähler waren, auf das Licht, die Kraft und die Freude des Heiligen Geistes angewiesen sein. Der kräftigen Fürbitte aller, die sich ob seiner Wahl freuen, sollte er täglich gewiss sein.

Gustav Kalt

Bischof Otto Wüst im Gespräch

Am gleichen Tage, an dem der Name des zum Nachfolger von Bischof Anton Hänggi gewählten Diözesanbischofs von Basel bekanntgegeben wurde, hatte der neue Bischof zu einem Presseempfang eingeladen. Diesen Empfang bezeichnete Bischof Otto Wüst als ein Zeichen seines guten Willens und der Bereitschaft zur Mithilfe bei der Beschaffung von Informationen, und er dankte den Journalisten einerseits für ihr Interesse am kirchlichen Geschehen und anderseits für die Sorgfalt bei ihrer Informationsarbeit wie für ihr kritisches Mitgehen beispielsweise in Kommentaren.

Das Amt als Herausforderung

Das Wort von Kardinal Arns aufnehmend, kein Priester, der ordentlich denke, wolle Bischof werden, erklärte Bischof Wüst, er habe nicht ordentlich, sondern aus dem Glauben heraus gedacht. Denn ein ordentliches Denken sehe zunächst die Bedenken. In bezug auf das Amt eines Bischofs von Basel habe er drei Bedenken gehabt: 1. Die komplizierte Situation des Bistums Basel, sowohl in geographischer Hinsicht – es umfasst zehn Kantone – als auch in kultureller Hinsicht mit beispielsweise drei Sprachen. Schon Papst Gregor XVI. habe bei der Neuumschreibung des Bistums Basel gesagt, dieses Bistum sei die schwierigste Diözese der Welt. 2. Die Bedrängnis der Kirche als Institution. Dabei denke er nicht nur an die innerkirchlichen Spannungen und die Polarisation, sondern auch an das verbreitete Wohlstandsdenken, das den Auftrag der Kirche nicht erleichtere. 3. Die Gesundheit. Vor zehn Jahren habe er eine gesundheitliche Krise durchzustehen gehabe, sie allerdings überstanden, und heute fühle er sich trotz allem gesund.

Trotz diesen Bedenken habe er geglaubt, sich für das Amt zur Verfügung stellen zu müssen, und zwar aus vier Gründen: 1. Das hohe spürbare Vertrauen des Domkapitels wie auch der seit Bekanntgabe der Demission von Bischof Hänggi erfolgte Zuspruch von Mitbrüdern. 2. Die Bereitschaft zur Übernahme eines solchen Amtes sei für ihn eine Frage des Glaubens, und deshalb habe er Ermutigung und Bestärkung im Gebet gesucht und sich vom Schriftwort leiten lassen: «Meine Gnade genügt dir; denn sie erweist ihre Kraft in der Schwachheit» (2 Kor 12,9). 3. Das Schöne im Bistum Basel, insofern die Vielfalt des Bistums auch eine Bereicherung des Glaubenslebens ermögliche. Auf seinen Pastoralbesuchen habe er viel Glaubenskraft gesehen, neue Aufbrüche und freie Gruppierungen wie die Charismatische oder Fokolar-Bewegung. 4. Die vielfältigen Erfahrungen, die er in der Seelsorge habe sammeln können: als Vikar in der Pfarreiseelsorge, als SKVV-Generalsekretär in der Spezialseelsorge für Männer, als Regens in der Priesterbildung, als Bischofsvikar und Leiter des Personalamtes im Umgang mit fast allen Seelsorgern des Bistums und vielen Pfarreiräten sowie schliesslich als Weihbischof in der Bistumsleitung und in der Bischofskonferenz.

Leitlinien der Amtsführung

Über besondere Fragen der Amtsführung und der Leitung des Bistums wird Bischof Otto Wüst an einer späteren Pressekonferenz Auskunft geben. Beim Presseempfang beschränkte er sich deshalb auf die Grundaufgaben eines jeden Bischofs und machte drei Akzente namhaft, die seinen bischöflichen Dienst prägen sollen.

1. Der Wahlspruch «Adjutor gaudii vestri», «Im Dienst an eurer Freude» (2 Kor 1,24): Heute sei noch mehr Grund vorhanden als seinerzeit bei der Ernennung zum Weihbischof, diesen Akzent zu setzen. Gegen Resignation, Müdigkeit, Verbitterung und Ressentiments gelte es, zur wahren Freude als Geschenk des Heiligen Geistes zu führen. Mit seinem Bemühen um ein menschliches Antlitz der Kirche und um Brüderlichkeit in der Kirche wolle er Freude an der Kirche ermöglichen helfen. Durch vermitteln und versöhnen, durch Ermutigung und Glaubensstärkung wolle er so zugleich einen Dienst an der Hoffnung leisten. Damit verbunden sei das Bemühen um Einheit, um Einheit nach innen wie um Einheit mit den anderen christlichen Kirchen, und zwar in einer missionarischen Perspektive: Eins sein, «damit die Welt glaubt» (Joh 17,21).

2. Der zweite Akzent ist mit den Leitworten «lebendige, missionarische Kirche» gegeben. Bei diesem Akzent knüpfte Bischof Otto Wüst einerseits beim Wort des grossen Tübinger Theologen Johann Adam Möhler an: «Keiner kann alles sein, keiner braucht alles zu sein, nur alle können alles sein. Das ist die Idee der katholischen Kirche.» Anderseits bezog er sich auf Leitvorstellungen der Synode 72 und des Interdiözesanen Pastoralforums, dass christliches Leben sich in Brüderlichkeit entfalten muss. Hierbei falle dem priesterlichen Dienst eine besondere und unverzichtbare Rolle zu. Zugleich wolle er aber auch die anderen Dienste fördern: die Ständigen Diakone, die Pastoralassistentinnen und -assistenten, die Katechetinnen und Katecheten.

3. Mitverantwortung für die Gesamtkirche und für die Welt, dies ist für Bischof Otto Wüst der dritte Akzent seines Dienstes. Auf Pastoralreisen nach Südamerika und Afrika habe ihn beeindruckt, wie in den dortigen Kirchen christliche Werte gelebt würden: Lebendigkeit des Glaubens und Solidarität. In einem gegenseitigen Austausch müssten wir weiterhin und noch vermehrt die Kirchen in der Dritten Welt finanziell unterstützen, würden dafür aber höhere Werte eintauschen als einbringen. In bezug auf seine Mitverantwortung für die Welt mache er sich die Pastoralkonstitution über die Kirche in der Welt von heute zu eigen: «Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi» (Nr. 1). So hoffe er, kein Manager, kein Bürokrat und kein Verwaltungsmann zu werden, sondern ein «pastor». Dazu brauche es nicht nur Kraft und Zeit, sondern auch Mitarbeiter, die die Lasten und Freuden des Amtes mittragen. So müsse die Bistumsleitung eine Arbeit im Team sein – keiner könne alles sein –, auch wenn der Bischof zu seiner Letztverantwortung stehe.

So zähle er einerseits auf die Brüderlichkeit, auf das Teilen und Zusammengehen, und so vertraue er anderseits auf den Herrn der Kirche und auf seinen Geist, der Leben schafft.

Dies und das

Auf die dem neuen Bischof von Basel gestellten Fragen erhielten die Journalisten dem Charakter des Presseempfanges entsprechend eher allgemeine Antworten. So wurde immerhin bekannt, dass beim Wahlverfahren die Konferenz der Diözesanstände keinen Namen gestrichen hat[1] und dass Bischof Otto Wüst über die grosse Zeitspanne zwischen Wahl und Bestätigung selber erstaunt war[2]. (In Professorenkreisen wurde die Vermutung geäussert, die Übermittlung der Bestätigung auf dem diplomatischen Weg habe die meiste Zeit beansprucht.)

In bezug auf seine künftigen Mitarbeiter erklärte Bischof Otto Wüst, ein voll-

ständiges Revirement wäre ein Unding, die Ernennung eines Weihbischofs unumgänglich, und überdies sei zu überlegen, ob das Bistum nicht mehr als einen Weihbischof bräuchte.

Im Bereich der Ökumene müssten vor allem die sachlichen Differenzen aufgearbeitet werden, was sehr viel Zeit und sehr viel Geduld erfordere, aber nicht Inaktivität bedeute. Hier möchte er seinen Beitrag auf gesamtschweizerischer Ebene einbringen, namentlich in den laufenden Gesprächen zwischen Bischofskonferenz und Vorstand des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes.

Dieses erste Gespräch von Bischof Otto Wüst mit den Journalisten vermittelte den bestimmten Eindruck, der neue Bischof von Basel werde wie sein Vorgänger Rede und Antwort zu stehen wissen. Dass dies bei einem Bischof nicht nur eine Frage der kirchlichen Informationspolitik und -praxis ist, versteht sich in einer «Kirche in der Welt von heute» von selbst, die auf eine bedrängende Weise nach der Hoffnung gefragt ist, die sie erfüllt (vgl. 1 Petr 3,15).

Rolf Weibel

[1] Gut einen Tag nach dem Presseempfang teilte die Informationsstelle des Bistums Basel folgendes mit: Erstmals hat das Domkapitel Priester und Laien der Diözese Basel zur Vernehmlassung über die Erwartungen an einen neuen Bischof eingeladen. Aufgrund eingehender Beratungen, die an mehreren Tagen stattfanden, ist die Kandidatenliste durch geheime Abstimmung aus einer ursprünglich breiten Zahl von möglichen Kandidaten hervorgegangen. Mitberücksichtigt wurden verschiedene Gesichtspunkte wie: Dienst in der Bistumsleitung, Dienst in der Pfarrseelsorge, Sprachregion und Alter.

Dabei ergab sich folgende Sechserliste (in alphabetischer Reihenfolge):

Dr. Joseph Candolfi, Domdekan, Solothurn;

Andreas Cavelti, Pfarrer, Basel;

Peter von Felten, Pfarrer, Luzern;

Rudolf Rieder, Pfarrer, Aarau;

Dr. Rudolf Schmid, Regens am Priesterseminar, Luzern;

Dr. Otto Wüst, Weihbischof, Solothurn.

[2] Aufgrund einer Vereinbarung zwischen Rom und Solothurn durfte der Name des neuen Bischofs von Basel erst am Mittwoch, 22. September, ab 12.00 Uhr veröffentlicht werden. Aus diesem Grund durfte auch der Brief von Bischof Otto Wüst an die Mitbrüder im Priesteramt, die Diakone sowie die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter im Seelsorgedienst nicht vor diesem Zeitpunkt bei den Empfängern sein.

Der Schweizer Katholizismus im Umbruch (1)

An der Akademie anlässlich des 150-Jahr-Jubiläums unserer Zeitung hielt Urs Altermatt den Festvortrag zum Thema «Schwieriger Schweizer Katholizismus». In dieser und in den folgenden Ausgaben veröffentlichen wir den an einigen Stellen redigierten Text dieses Vortrages. Zu seinem richtigen Verständnis ist der Standort des Referenten nicht unerheblich: Er ist einerseits Laie, das heisst er steht nicht im kirchlichen Dienst, und er ist anderseits als Professor für Schweizer Geschichte an der Universität Freiburg Spezialist für modernen Schweizer Katholizismus (an grösseren Publikationen seien erwähnt: Der Weg der Schweizer Katholiken ins Ghetto [1972], Die CVP zwischen Programm und Wirklichkeit [1979]). Wir bitten insbesondere um Beachtung der ersten Fussnote.

Redaktion

1. Die katholische Sondergesellschaft

Sehr geehrte Herren Bischöfe, liebe Redaktoren und Mitarbeiter der Kirchenzeitung, sehr verehrte Festgemeinde[1],

als ich vor einiger Zeit angefragt worden bin, den Festvortrag für das Jubiläum der Schweizerischen Kirchenzeitung zu halten, habe ich als Laie – ehrlich gesagt – gezögert. Wenn ich dennoch zusagte, so deshalb, weil der gegenwärtige Chefredaktor Rolf Weibel wie ich Solothurner ist. Als ich mich ins Thema vertiefte, bin ich mir immer mehr als hilfloses Weltkind in der Mitte einer Schar von Propheten vorgekommen. Schliesslich gab mir ein Blick in die Geschichte der «Schweizerischen Kirchenzeitung» neuen Mut, hatte doch die Kirchenzeitung während vollen 25 Jahren einen Laien zum Chefredaktor: von 1855 bis 1881 Theodor Scherer – wie könnte es anders sein! – aus Solothurn.

Erstes katholisches Blatt in der Schweiz

Die Schweizerische Kirchenzeitung ist 1832 als erste katholische Zeitung im liberaldemokratischen Aufbruch der Regeneration gegründet worden. Nach 1830 begann sich mit der Vereins- und Pressefreiheit der moderne Schweizer Katholizismus als soziale und politische Kraft in der nationalen Gesellschaft herauszubilden. Es kommt daher nicht von ungefähr, dass der erste schweizerische Katholikenverein, der «Katholische Verein», den Anstoss zur Gründung der Kirchenzeitung gegeben hat.

Mit dem 1841 gegründeten katholischen «Studentenverein» ist die Kirchenzeitung die einzige demokratische Institution des modernen Schweizer Katholizismus, die in die Zeit vor der Bundesstaatsgründung zurückreicht und die Katastrophe der Sonderbundsniederlage der katholischen Schweiz im Jahre 1847 mehr oder weniger schadlos überstand. Dieses bedeutsame historische Faktum soll an dieser Jubiläumsfeier mit besonderer Freude und auch mit besonderer Dankbarkeit an die Redaktoren, Mitarbeiter und Träger hervorgehoben werden.

Katholischer Staat im Staat

In den Jahrzehnten nach 1830 entwickelte sich der Schweizer Katholizismus zu einer eigentlichen Sondergesellschaft, zu einem Staat im Staate. Der Höhepunkt dieser geschichtlichen Phase kann in die Jahre von 1900 bis 1950 datiert werden.

Die katholische Sondergesellschaft war dadurch charakterisiert, dass sie eine mehr oder weniger geschlossene Welt- und Lebensanschauung bereithielt, die vom inneren religiösen Kern aus auch die gesellschaftspolitischen und weltlichen Wertvorstellungen und Verhaltensweisen bestimmte. Dazu kam, dass sich diese katholische Sondergesellschaft nach aussen hin als ein vielfältiges Geflecht unzähliger Organisationen und Institutionen präsentierte, die dem einzelnen Katholiken buchstäblich von der Wiege bis zur Bahre katholische Dienstleistungen zur Verfügung stellte.

Ein guter Katholik sollte nicht nur in der Kirche, sondern auch in den nicht direkt religiös-kirchlich bestimmten Gesellschaftsbereichen sein Katholisch-Sein unter Beweis stellen. Katholisch sollte er immer und überall sein, ob er nun in der Kir-

[1] Da es sich beim abgedruckten Text um die wörtliche und nur an einigen wenigen Stellen für diesen Abdruck redigierte Wiedergabe eines Redetextes handelt, verzichte ich darauf, den Text mit Quellen- und Literaturhinweisen zu versehen. Die Informationsquellen lassen sich aus dem Redetext erschliessen. Ich möchte es aber nicht unterlassen, allen meinen Gesprächspartnern zu danken, die in den letzten Jahren mit mir Entwicklungstendenzen des Schweizer Katholizismus diskutiert haben. Auch hier verzichte ich darauf, sie namentlich zu nennen. Einen Gesprächskreis möchte ich allerdings erwähnen: die Studenten der Arbeitsgruppe «Schweizer Katholizismus» an der Universität Freiburg. Verschiedenen Teilnehmerinnen und Teilnehmern verdanke ich interessante Mitteilungen, so Remo Wäspi über die Bauernseelsorge und Peter Arnold über die katholische Arbeiterbewegung. Die genannten und ungenannten Gesprächspartner tragen freilich keine Verantwortung für den vorgelegten Text. Wenn ich Akzente falsch gesetzt habe, so übernehme ich ganz allein die Verantwortung.

Da ich beabsichtige, in nicht allzu ferner Zukunft eine kleine Schrift über die Entwicklungstendenzen des modernen Schweizerischen Katholizismus vorzulegen, bin ich selbstverständlich für alle Hinweise, Kritiken und Ergänzungen dankbar. Adresse: Urs Altermatt, Seminar für Schweizergeschichte an der Universität Freiburg, 1700 Freiburg.

che eine Messe mitfeierte, in der politischen Gemeinde für die katholische Sache mit dem Stimmzettel in der Hand einstand oder für das Elend in der Welt karitativ tätig war. Katholisch war er immer und überall, ob er eine Wallfahrt mitmachte oder auf dem Turnplatz für die Farben des katholischen Turnvereins um den Sieg rannte. Es entsprach in einzelnen Gegenden durchaus nicht einem Einzelfall, wenn ein Katholik in einem katholischen Spital geboren wurde, vom Kindergarten bis zur Universität katholische Schulen besuchte, daneben katholische Zeitungen und Zeitschriften las, später die Kandidaten der katholischen Partei wählte und in zahlreichen Vereinen als aktives Mitglied mitmachte. Es war ebenfalls nicht ungewöhnlich, wenn sich der gleiche Katholik gleichzeitig bei einer katholischen Krankenkasse gegen Krankheit und Unfall versicherte und sein Geld auf einer katholischen Sparkasse (soweit diese nicht Bankrott gemacht hatte) anlegte, denn die katholische Sondergesellschaft stellte für die meisten Lebensbereiche und Lebensbedürfnisse gesonderte Organisationen und Institutionen zur Verfügung und bot dem einzelnen Katholiken so etwas wie eine Ersatzheimat in der weltanschaulich anders orientierten schweizerischen Heimat.

Zusammenbruch des Ghettos: gesellschaftlich mitbedingt

Um 1960 begann sich diese katholische Sondergesellschaft, die den Schweizer Katholizismus von 1850 bis 1950 während fast 100 Jahren geprägt hatte, aufzulösen. Diese Jubiläumsansprache veranlasst mich, diese Wandlungsphase des Schweizer Katholizismus nach 1960 näher vorzustellen. Vor 150 Jahren wurde die Kirchenzeitung als erster Markstein in einer neuen Geschichtsperiode des Schweizer Katholizismus gegründet. 150 Jahre später haben viele Zeitgenossen das Gefühl, in einer ähnlichen Umbruchsphase wie 1830 zu stehen. Wenn man die Geschichte des Schweizer Katholizismus von 1830 bis 1980 überblickt, stellt man in den letzten 20 Jahren einen Wandel fest, der an Tempo und Dimension ganz neue Ausmasse angenommen hat.

Es wäre falsch, den Wandel des Schweizer Katholizismus vom gesamtgesellschaftlichen Wandel loszulösen. Der Schweizer Katholizismus ist ein Produkt der schweizerischen Gesellschaft. Er kann aber ohne die offizielle Kirche nicht existieren, die wiederum von den gesellschaftlichen Veränderungen beeinflusst ist. Das bedeutet, dass die Wandlungsprozesse im Schweizer Katholizismus in einem dialektischen Spannungsverhältnis von Gesellschaft und Kirche begründet sind. Wenn man von religiös-kirchlichen Wandlungen spricht, muss man das gesamte gesellschaftliche und historische Umfeld im Blick behalten. Mit andern Worten heisst das: Die «konziliare Wende» ist damit nur zu einem Teil durch das Zweite Vatikanische Konzil bedingt.

2. Der Schweizer Katholizismus zwischen Ideal und Wirklichkeit

Die moderne Gesellschaft ist durch einen Prozess gekennzeichnet, den die Soziologen mit dem Begriff «Differenzierung» etikettieren. Vereinfacht gesagt ist damit die fortschreitende Spezialisierung der gesellschaftlichen Bereiche gemeint. Welche Folgen hatte dieser gesellschaftliche Differenzierungsprozess für den Schweizer Katholizismus und seine Kirche? Welche Veränderungen löste er aus?

Die Säkularisierung der Gesellschaft

Viele Bereiche, die früher von der offiziellen Kirche betreut worden waren, verselbständigten sich. Um ein Beispiel zu geben: Das Schul- und Erziehungswesen, das weitgehend in den Händen der Kirche lag, löste sich aus ihrer Kontrolle und ging in die Hände von staatlichen Schulbehörden über.

Die Kirche wurde in diesem Ausdifferenzierungsprozess auf ihre speziellen religiösen Aufgaben zurückverwiesen. Mit einem negativen Unterton hat man diesen Wandel als «Säkularisierung» bezeichnet. Die christlichen Kirchen gingen in den vergangenen zwei Jahrhunderten sukzessive Stellungen verlustig, die sie bisher beherrscht hatten. Die Schulen und Spitäler kamen in die öffentliche Hand; die Sozialfürsorge übernahm weitgehend der Staat; und sogar die Institution der Ehe wurde im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts verstaatlicht.

Die Kirche verlor damit Einflussmöglichkeiten auf die Gläubigen. Sie kompensierte diese Verluste damit, dass sie über das Mittel der katholischen Soziallehre die weltanschauliche Orientierung ihrer Gläubigen beeinflusste und über eine Vielzahl von äusseren Frömmigkeitsübungen und moralischen Regeln die Katholiken enger an die Amtskirche und den Klerus band.

Die Säkularisierung spielte sich auf dem Hintergrund fortschreitender Industrialisierung und Urbanisierung ab. Mit der industriellen Entwicklung hing die rapide technische Entwicklung zusammen, die die Jahrzehnte nach dem Zweiten Weltkrieg prägten. Bedeutungsvoll war die Ausbreitung der neuen elektronischen Massenmedien von Radio und Fernsehen. Heute besitzen rund 85 Prozent der Schweizer Haushaltungen ein Radio und rund 75 Prozent einen Fernsehapparat. Dabei ist die Fernsehdichte in ländlichen Regionen grösser, da alternative Freizeitmöglichkeiten fehlen. Die neuen Massenmedien konfrontierten die Katholiken tagtäglich mit Meinungen, die von den traditionellen katholischen Welt- und Lebensanschauungen abwichen.

Dazu kamen die Folgen der wirtschaftlichen Hochkonjunktur, die die Lebensweise der Bevölkerung von Grund auf veränderten. Die Wohlstandsmoral orientierte sich an den materiellen Werten einer industriellen Überflussgesellschaft und höhlte die alten Wertmassstäbe der offiziellen Kirche aus, die aus einer ländlich geprägten Welt stammten.

Kerngemeinde- und Konsumkatholiken

Die modernen Entwicklungen wirkten auf den Schweizer Katholizismus und seine Kirche zurück. Sie führten zu einem Denk- und Mentalitätswandel der katholischen Schweizer Bevölkerung. Die Säkularisierung löste die Bindungen an die offizielle Kirche in den verschiedensten Lebensbereichen. Der katholische Taufschein lässt immer weniger Rückschlüsse auf das tatsächliche Denken und Verhalten zu.

Greifen wir als Beispiel den Kirchenbesuch heraus. Gesamtschweizerisch kann man davon ausgehen, dass rund 30 bis 40 Prozent der Katholiken mehr oder weniger regelmässig am kirchlichen Leben, das heisst am Sonntagsgottesdienst und an den Sakramenten, teilnehmen. In den ländlich-katholischen Gegenden ist der Anteil wegen der gesellschaftlichen Kontrolle höher, vermutlich über 50 Prozent; in den städtischen Gebieten dagegen wesentlich tiefer, nämlich um die 10 Prozent. Diese Prozentzahlen sind höher als bei den schweizerischen Reformierten, wo die lautlose Emigration aus der Kirche schon viel früher begonnen hat.

Es wäre indessen ein Trugschluss, die Katholiken, die nicht regelmässig zur Kirche gehen, für die offizielle Kirche einfach abzuschreiben. Ein grosser Teil dieser kirchenfernen Katholiken betrachtet sich immer noch als katholisch und möchte die Dienste der Kirche von Zeit zu Zeit in Anspruch nehmen. Der eine Teil kann zu den sogenannten «Festtagschristen» gezählt werden, die an besonderen Festtagen zu ihrer Erbauung oder aus Tradition die Kirche aufsuchen. Der andere Teil besteht aus den «Auswahlchristen», die nur noch bei wichtigen Lebensabschnitten wie Taufe, Hochzeit oder Begräbnis die Kirche aus gesell-

schaftlicher Konvention besuchen. Diese Gruppe steht der Kirche in der Regel äusserst distanziert gegenüber und bezahlt im Grunde nur noch die Kirchensteuern.

Die aktive Gemeinde der Zukunft wird sich in erster Linie aus den «Kerngemeinde»-Katholiken zusammensetzen. Solange die offizielle Kirche am Konzept der Volkskirche festhält, gehört aber auch die zunehmende Herde der schwarzen Schafe von Konsum- und Festtagskatholiken dazu. Dass die Bedürfnisse der verschiedenen Gruppen nicht übereinstimmen, macht die heutige Seelsorge so schwierig.

Die Entzauberung des kirchlich-liturgischen Lebens als Folge der katholischen Aufklärung

Die rationale Denkweise der technisch-industriellen und städtischen Welt förderte die innerkatholische Aufklärung und hatte eine Entzauberung des kirchlichen Lebens zur Folge. Das herkömmliche kirchliche Brauchtum und die Form der Gottesdienste wurden einfacher und nüchterner. Die kirchlichen Feste mit ihrem barocken Pomp und ihren fast magischen Mirakeln verschwanden. Die gemüt- und lichtvolle Liturgie mit Weihrauch, Weihwasser und brennenden Kerzen verflüchtigte sich über Nacht. Auch die Marienkulte und Heiligenverehrungen, die Prozessionen und Andachten traten in den Hintergrund und erhielten im besten Fall noch eine kleine, versteckte Nische im Alltagskatholizismus der nachkonziliaren Aufklärungsphase.

Selbst in ländlich-bäuerlichen Milieus brachen alte Traditionen unversehends ein. Ein Beispiel soll dies illustrieren: Die Bäuerinnen- und Bauernexerzitien im Flüeli-Ranft verzeichneten 1964 mit 385 Teilnehmern ihren Höhepunkt und gingen dann stetig zurück, bis sie sich 10 Jahre später bei rund 50 einpendelten. Dieser Zusammenbruch ist um so markanter, wenn man weiss, dass die religiösen Tagungen der Bauernseelsorge alleweil auch soziale Funktionen besassen. Mancher katholische Bauer hat auf einer Wallfahrt, an Exerzitien oder auf Landjugendtagen seine Frau gefunden. Die Landjugendtage besassen denn auch den Ruf als «Meitlimäret»; und einige Bauernseelsorger galten als erfolgreiche «Ehekuppler». Wie es an solchen Tagen zuging, schildert eine Bäuerin wie folgt: «Wir, zirka 50 Schülerinnen, setzten uns vor der Messe auf die Holzbänke vor der Kapelle von Maria Bildstein. Kaum hatte uns Pater Siegward entdeckt, kam er auch schon mit einigen Bauernsöhnen, begrüsste uns und rief: ‹So da, Ihr müesst e bitz mischle› und setzte die Burschen zwischen unsere Reihen. Auch nachmittags in der Festhütte kam er wieder mit mittelalterlichen Bauern, die ihm wohl ihr Alleinsein geklagt hatten, setzte sie zwischen uns mit der Aufforderung: ‹So da het's Uswahl, das isch der XY mit em Hof X im Kanton Z. Är suecht scho lang e Frau› und liess die verdatterten Brautschauer in unseren Reihen den Nachmittag verbringen.»

Die katholische Aufklärung machte der pastoralen Pädagogik des Schreckens, der Theologie der Angst und der Moral des schlechten Gewissens den Garaus. Wer erinnert sich nicht an die Volksmissionäre, die von der Kanzel herunter von der Sünde predigten und mit dem Fegfeuer, wenn nicht gar mit der Hölle drohten. Im Zuge der gesellschaftlichen Liberalisierung verschwanden Teufel und Hölle aus dem Vokabular und aus der Katechese der offiziellen Kirche.

Zur gleichen Zeit hörte die traditionelle Beichtpraxis auf, einfach so und ohne grosses Aufsehen. Die sündigen Katholiken arrangierten sich mit ihrem schlechten Gewissen, wenn sie überhaupt noch ein schlechtes Gewissen besassen; und die Mehrheit der Seelsorger schloss Augen und Ohren und hüllte sich in das beredte Schweigen von stillen Komplizen.

Sexualität und Ehe: Kluft zwischen Norm und Wirklichkeit

Ob man es wahrhaben will oder nicht: ein namhafter Teil der Katholiken, auch der kirchentreuen Katholiken, befolgt die Weisungen der offiziellen Kirche zu Fragen der Moral und Politik nur noch selektiv, nach eigenem Gutdünken. Besonders deutlich manifestiert sich diese Kluft zwischen Kirche und Gläubigen, zwischen traditionellen Normen und tatsächlicher Verhaltenswirklichkeit in den Fragen von Sexualität und Ehe.

Die Mehrheit der betroffenen Katholiken befolgt die kirchlichen Direktiven zu Themen wie voreheliches Zusammenleben und Geschlechtsverkehr, eheliche Geburtenregelung und Familienplanung, Ehescheidung und Wiederverheiratung nicht mehr. Eine Umfrage im katholischen Milieu des Jahres 1980 ergab, dass vier Fünftel der Ehepaare in der Geburtenregelung nach dem eigenen Gewissen und nicht nach den kirchlichen Vorschriften entscheiden. Bei kirchenfernen Katholiken steht die Frage praktisch nicht mehr zur Diskussion. Mit andern Worten heisst das: Die «katholischen Eheleute» nach den Idealvorstellungen der offiziellen Kirche gibt es in der Schweiz praktisch nicht mehr. Eine Witwe mit vier Kindern schrieb: «Welcher Priester oder Bischof ist imstande, eine mehrköpfige Familie von abends bis morgens und von morgens bis abends zu ertragen?» Und sie fügte den symptomatischen Satz bei: «Vorschriften machen, ohne selber betroffen zu werden, gelten für mich nicht.»

Rückgang des Priesternachwuchses

Vor diesem Hintergrund verwundert es nicht, dass die Zahl der Welt- und Ordenspriester in den letzten anderthalb Jahrzehnten stark zurückging. Der Priesternachwuchs nahm in den letzten 20 Jahren um die Hälfte ab. Von 1965 bis 1980 verzeichneten die Bistümer Basel und St. Gallen einen Rückgang von 28 Prozent. Dazu kommt die zunehmende Überalterung der Seelsorger. Mehr als ein Drittel der Diözesanpriester ist über 64 Jahre alt und befindet sich bereits im AHV-Alter. In der praktischen Seelsorge konnte diese Entwicklung nur dadurch etwas aufgefangen werden, dass Ordensgeistliche in die Lücken sprangen. Die Zahl der Ordenspriester in der Seelsorge verdoppelte sich.

Wenn man diese Zahlen zu interpretieren versucht, kann man die These aufstellen, dass der Priesterberuf aus verschiedensten Gründen nicht mehr dieselbe Attraktivität wie früher besitzt – es sei denn, man schiebe dem Heiligen Geist über den Weg des schönen Wortes «Berufung» die Schuld zu. Der Rückgang hängt mit den Schwierigkeiten der Priesterrolle in der heutigen Seelsorge zusammen. Er ist aber auch ganz einfach auf die grösseren Berufsmöglichkeiten der männlichen Landjugend zurückzuführen, die vor dem Zweiten Weltkrieg praktisch nur über ein beabsichtigtes, angefangenes oder vollendetes Theologiestudium einen Akademikerberuf erlernen konnte. Auf diesem Weg blieben viele sogenannte Berufungen hängen. Ausserdem ist der Zölibatsfaktor nicht wegzudiskutieren. Dafür spricht die steigende Zahl von Laientheologen. Im Bistum Basel bilden die hauptberuflich als Pastoralassistenten, Erwachsenenbildner und Sozialarbeiter tätigen Laientheologen und Katecheten bereits heute einen Viertel der Aktiv-Seelsorger.

Eine Analyse dieser Entwicklungen fördert eindeutig zutage, dass die Pfarreien und Bistümer in Zukunft die seriös ausgebildeten Laienseelsorger noch stärker einbauen müssen, wenn sie die pastorale Betreuung ihrer Gemeinden einigermassen gewährleisten wollen. Die grossen Lücken kommen ja erst noch auf den Schweizer Katholizismus zu, wenn die AHV-Pfarrer aus dem Dienst austreten oder sterben. Gewiss, die wirtschaftliche Rezession und die damit verbundene konservative Tendenzwende lässt die Zahl der Theologiestudenten und vermutlich auch der Priestertheologen wieder ansteigen. Die Kirche hat immer von den wirtschaftlichen Rezessionen

und sozialen Krisenzeiten profitiert. Eine eigentliche Hochkonjunktur bei den Priestertheologen ist aber unter den Bedingungen der heutigen Gesellschaft trotz allen Lichtblicken nicht zu erwarten. Das Sozialprestige des Pfarrerberufes ist heute zu klein, um das Manko - oder in der Kirchensprache ausgedrückt: das «Opfer» - des Zölibats aufzuheben.

Urs Altermatt

Neue Bücher

Wege der Firmvorbereitung

Hans Kuhn, Leiter der Katechetischen Arbeitsstelle des Kantons Thurgau, hat im Rex-Verlag unter dem Titel «gestärkt unterwegs» ein Modell zur Firmvorbereitung herausgegeben[1], das eine etwas eingehendere Besprechung rechtfertigt. Aus drei Gründen: 1. Arbeitshilfen zur Firmvorbereitung sind zwar nicht Mangelware. In der «Modellekartei Gemeindekatechese» des Deutschen Katecheten-Vereins[2] sind bisher 62 Titel besprochen worden - keineswegs alle, die allgemein erhältlich sind. (Sechs von diesen habe ich vor Jahren in dieser Zeitschrift vorgestellt.[3]) Aber in unserem Land sind in den letzten zehn Jahren meines Wissens nur zwei Lehrmittel, bestehend aus Schüler- und Katechetenunterlagen, im Druck erschienen. Ausser dem hier vorzustellenden erschien 1980 im Benziger Verlag von St. Leimgruber «Firmung. Eine Brücke ins Leben»; das Werk wird in der SKZ ebenfalls besprochen werden. 2. Schweizerische katechetische Lehrmittel sind also eher selten; aber wenn sie sich einmal einbürgern, haben sie eine überdurchschnittlich lange «Lebensdauer» und können somit die Katechese sehr nachhaltig mitprägen. 3. Ich zähle das Buch von Hans Kuhn zu den anregendsten Lehrmitteln, die ich kenne.

Inhalt der beiden Bücher

Das *Schülerheft* ist in sechs Kapitel mit 2 bis 3 Unterpunkten eingeteilt. (Die Kapitel sind weder mit Ziffern noch mit Buchstaben bezeichnet.) Es enthält Texte verschiedener Art (Erzählungen, Schilderungen, Gedichte, Lehrtexte, Bibeltexte, Gebete, Aufgabenstellungen, Merktexte), Bilder (Realfotos aus dem Alltag und der Liturgie, Schülerzeichnungen und Bilder von Künstlern - davon viele in Farbe), Skizzen, Tabellen und eine Karte der Schweizer Diözesen; keine Lieder.

Das *Katechetenbuch* hat drei Teile. Im 1. Teil (S. 9-22) werden die theologischen, die religionspädagogischen und die methodischen Positionen skizziert (I). Es folgt eine biblische Besinnung von Marie-Louise Gubler (II) und es wird gefragt, wie ein 12jähriger den Heiligen Geist erfahren kann (III). Der 2. Teil (S. 23-81) gibt Hilfen zur Arbeit mit dem Schülerheft (IV). Der 3. Teil (S. 83-133) enthält viele Anregungen, wie Kinder nebst dem katechetischen Unterricht in und durch die Pfarrei auf die Firmung vorbereitet werden können (V-IX).

Religionspädagogische Konzeption der Firmkatechese

Das Schülerheft ist nach den Leitideen der Bildungsreihen gestaltet, das heisst die Texte, Bilder und Skizzen sind a) in Inhalts-Handlungseinheiten angeordnet, die b) einen psycho-logischen Aufbau haben. «Die Inhalte sind nicht nur eine Materialsammlung, sondern stehen in einem für die Schüler erkennbaren Bezug zueinander» (Katechetenbuch, S. 13). Zu a): Informationen (zum Beispiel Bilder, die Erfahrungen wachrufen; Bibeltexte; lehrhafte Aussagen) und Anstösse zur individuellen, gruppen- oder klassenweisen Auseinandersetzung und Verarbeitung sind ineinander verflochten. Zu b): Die kleinen und grösseren Schritte führen vom Näher- zum Fernerliegenden, zum Beispiel von Glaubenserfahrungen zu theologischen Begriffen. Das Modell ist ausgeprägt erfahrungsbezogen. Es bringt «praktisch keine Beispiele, die nicht dem Erfahrungsbereich des Schülers zugeordnet werden können» (S. 12).

Als religionspädagogische Leitidee oder Grundstruktur ist das erfahrungsgesättigte Bild des Weges gewählt worden: Als Christ unterwegs sein - gestärkt durch den Heiligen Geist. Das Modell komt dadurch der entwicklungspsychologischen Situation der Kinder im Firmalter (Vorpubertät) sehr entgegen. Ausdrücklich schlägt der Autor vor, die grosse letzte Einheit des Schülerbuches nach der Firmung zu behandeln. «Firmung als Eingliederungs-Sakrament hat nur dann seine Bedeutung, wenn eine katechetisch-pastorale Fortführung folgt. Das wird schon durch das Bild des Weges nahegelegt: Nicht das Abgeschlossene dominiert, sondern die Offenheit auf Zukunft hin» (S. 12).

Der Schülerbuchtext ist indessen *nicht* die Bildungsreihe. Diese kann nur im unterrichtlichen Prozess realisiert werden. So fehlen etwa im Schülerbuch die immer wieder notwendigen aktuellen Eigenerfahrungen, die Erlebnisgestalten, viele Verarbeitungsmöglichkeiten usw. Man kann also nicht im Schülerbuch Punkt für Punkt behandeln - sehr häufig heisst das in der Praxis: die Schüler lesen lassen, erklären, darüber diskutieren -, sondern eine Unterrichtsstunde muss in jeder Situation je neu gestaltet werden. Der Autor wünscht sich Benützer des Buches, die mit den Materialien im Schülerbuch und mit seinen Vorschlägen im Katechetenbuch frei umgehen. Dass der Schülerbuchtext *nicht* die Bildungsreihe ist, zeigt sich schon rein äusserlich darin, dass die Vorschläge im Katechetenbuch pro Kapitel des Schülerbuches mehr Lektionen bringen als diese jeweils Unterpunkte haben.

Die theologischen Hauptinhalte dieser Firmkatechese

Unterwegs. Es werden Wegerfahrungen bewusst gemacht (zum Beispiel Begleiter haben, die mit uns gehen) und das bisherige sowie zukünftige Leben der Kinder als Weg gedeutet; dabei werden die drei Initiationssakramente vorerst nur genannt.

Ich bin der wahre Weg zum Leben. Durch die in der Nachfolge Jesu gelebte Liebe wird unser Lebensweg ein Weg zu Gott. In jedem der sieben Sakramente ist uns Jesus Christus in entscheidenden Lebensphasen und -situationen besonders nahe.

Gestärkt unterwegs und *Pfingsten.* Ausgehend von Beispielen, wie Jesus gehandelt hat bzw. wie Petrus durch das Pfingstereignis umgewandelt wurde und Stephanus aufgetreten ist, wird erschlossen, inwiefern wir bei unseren Erfahrungen vom Wirken des Heiligen Geistes reden können.

Meine Firmung. Die Firmung als persönliches Ja zu unserer Taufe. Die Elemente und der Ablauf des Firmgottesdienstes, je in ihrer Zeichenhaftigkeit und ihrem Bedeutungsgehalt.

Christus hat keine Hände. Im Dienste an den Menschen in unserer Umgebung die Sendung als Gefirmte wahr-nehmen; Im-

[1] Hans Kuhn-Schädler, gestärkt unterwegs. Ein Modell für die Firmvorbereitung. Beide Bücher im Format 20 × 25 cm, grafisch gestaltet von Zebedäus Gremper, Rex-Verlag, Luzern/Stuttgart 1982. 1. Schülerheft, 44 Seiten, farbig illustriert, lam. Broschur, Fr. 12.80, ab 20 Ex. Fr. 11.80; 2. Katechetenbuch. Mit Beiträgen von Marie-Louise Gubler und Theo Stieger. 135 Seiten, illustriert, Linsonbroschur, Fr. 32.-.

[2] Modellekartei Gemeindekatechese. Erste Lieferung: Firmung, 1978, DM 11.-; Zweite Lieferung: Eucharistie, 1979, DM 12.-; Dritte Lieferung: Busse, 1980, DM 13.-; zusammen 170 Karten, DIN A5, DM 36.-, DKV, Preysingstrasse 83c, 8 München 80. Auf je einer Karte werden die einzelnen Arbeitshilfen beschrieben und beurteilt. Da in der 2. und 3. Lieferung Nachträge zur Firmung erschienen sind, empfiehlt es sich, die ganze Kartei einzusehen.

[3] SKZ 145 (1977) Nr. 21, 323-326.

pulse zur Mitgestaltung des Pfarreilebens; Bistümer der Schweiz und Aufgaben des Bischofs.

Wenn wir diese theologischen Schwerpunkte am sehr dichten, aber allgemein verständlichen (bibel)theologischen Aufsatz von Marie-Louise Gubler messen, wird deutlich, dass H. Kuhn eine Auswahl der theologischen Inhalte getroffen hat, die gut begründet ist.

Didaktische und methodische Hilfen für die Katechese

Im *2. Teil des Katechetenbuches* werden zu den 6 Kapiteln des Schülerbuches drei wesentliche Hilfen geboten und auch optisch gut präsentiert. Das sieht bei jedem Kapitel so aus: Zuerst werden in wenigen Worten die Ziele a) des ganzen Bildungsschrittes und b) einzelner Bausteine (zum Beispiel eines Bildes) umrissen. Zu b) gibt der Autor folgende Begründung: «Ich mache bei Übungslektionen immer wieder die Erfahrung, dass Texte, Bilder und weitere Lernmaterialien völlig gegenläufig zum Zusammenhang interpretiert werden. Oder dann stellen sich die Kursteilnehmer mit Recht die Frage nach der Zielabsicht der Lerninhalte» (S. 15). Es folgen ausformulierte Elternbriefe zur Thematik der Einheit; sie zeigen sehr schön, wie wesentliche theologische Inhalte in einfacher Sprache dargelegt werden können. Zudem werden den Eltern Anregungen gegeben, wie sie die Katechese unterstützen und begleiten können. Schliesslich werden methodische Möglichkeiten aufgezeigt, wie man a) im Religionsunterricht und b) im ausserschulischen Gruppenunterricht vorgehen kann. Die umfangreicheren Ausführungen zu a) sind übersichtlich in drei Kolonnen verteilt: Lernschritte (Stichworte zum Ablauf); Katecheten- und Schülertätigkeiten; Zielabsicht und Bemerkungen. Gleich am zutreffenden Ort sind einige zusätzliche Hilfen eingestreut (Vorschläge für Skizzen, Lösungen, Kopiervorlagen). Zu b) vgl. im Katechetenbuch S. 15.

Pastorales Konzept: Firmung innerhalb einer lebendigen Gemeindekatechese

Der Autor tritt mit allem Nachdruck dafür ein, dass die Firmvorbereitung nicht ausschliesslich in der Firmkatechese (Religionsunterricht oder Gruppenunterricht) bestehen darf. Der ganze *3. Teil des Katechetenbuches* beleuchtet dieses Anliegen und gibt ausgezeichnete Impulse (S. 95 bis 111: gruppenweise Gesprächsrunden bei Gemeindegliedern; S. 120–123: Elternbriefe, Elternabende, Tips für die Eltern; S. 112–128: Weekends für Firmlinge, Firmlager).

Zusammenfassende Würdigung

Dem Schüler- und Katechetenbuch «gestärkt unterwegs» spürt man auf jeder Seite an, dass sie ganz aus der praktischen Arbeit herausgewachsen sind. Dabei möchte ich nicht in erster Linie die ausserordentliche Fülle praktischer Beispiele, Vorschläge und Anregungen hervorheben. Viel wichtiger ist mir der Impulscharakter des Buches: Katecheten, Kinder, Eltern und Gemeinden werden animiert, sich dem Wirken des Geistes Gottes zu öffnen; ihre Kompetenz als gläubige Gemeindeglieder wird ernst genommen und nachhaltig gefördert.

Othmar Frei

Pastoraltherapie

Auf dem rückseitigen Umschlag des Handbuches der Pastoraltherapie[1] heisst es: «Seelsorge orientiert sich zunehmend an Methoden der Beratung, der Psychologie, der Gesprächsführung. Sie ist ‹Therapie› in einem ursprünglichen Sinn, nämlich Heilung im Glauben. Dieses Buch vermittelt die vollständige Methode einer heilenden Seelsorge.» Der Autor richtet sich an vier Lesergruppen, nämlich an Absolventen der Pastoraltherapie, an Seelsorger in einer Pfarrei, die den Wert einer vielgestaltigen Seelsorge kennen, ferner an pastoraltherapeutische Spezialisten und an Personen, die sich gerade einer Psychotherapie unterziehen oder erwägen, es zu tun (Seite 7 ff.).

Was ist Pastoraltherapie?

Selbstverständlich bedarf der Begriff der Pastoraltherapie einer Abgrenzung gegenüber der Allgemeinseelsorge. Pastoraltherapie bezeichnet einen engeren Bereich therapeutischer Aktivitäten zwischen Beratung und Psychoanalyse. Sie beinhaltet drei spezifische Arten: a) Sie ist unterstützend; b) Sie ist kurzzeitig; c) Sie ist intensiv-aufdeckend.

Wird sie von einem Seelsorger durchgeführt, heisst sie nach Lee Pastoraltherapie. Die unterstützende Pastoraltherapie versucht, die Abwehrkräfte des Ichs des Klienten zu stärken, emotionales Gleichgewicht zu erreichen und die Symptome zu mildern. In einer kurzfristigen Pastoraltherapie kann es lediglich darum gehen, einige, wenn auch nicht unwesentliche Einsichten zu erlangen, vielleicht ein sadistisches Über-Ich abzubauen. Eine gewisse Erleichterung von Skrupeln und Selbstquälereien, die den Klienten plagten, verschafft ihm wieder mehr Lebensfreude, so dass die «Frohe Botschaft» eher angenommen werden kann.

Die langfristige und intensiv-aufdeckende Pastoraltherapie sucht (Lee steht in der Tradition der Psychoanalyse nach Sigmund Freud) «durch Einsicht in die Gründe für wiederkehrende Verhaltensmuster (Wiederholungszwang)» und in die Konflikte und Abwehrstrategien eine innerste Veränderung der Charakterstruktur zu erreichen.

Definieren wir nun «Seelsorge» im Gegensatz zur Pastoraltherapie: Durch Hausbesuche, Ehevorbereitung, Hilfe in Notsituationen, Sakramentenspendung an Kranke und Häftlinge, Unterstützung in Trauerfällen, Krankenbesuche und Überweisungen an Therapeuten erfüllt der Seelsorger die seit langem anerkannte Rolle des Nothelfers. Obwohl auch die Seelsorge als weiteres Ziel Heilung hat, bezeichnet Lee Heilung in der Seelsorge als Heilung im Glauben und im ganzheitlichen Leben mit Gott (Seite 10 ff.), also in einem nicht genau so zu verstehenden Sinne, wie die Pastoraltherapie es will.

Das Erstgespräch und Probleme der Übertragung

Das erste Kapitel des Buches beschäftigt sich mit der *Vorstellung*. Lee sagt: «Wie jemand Hilfe sucht, ist für den geübten pastoraltherapeutischen Praktiker von grosser Bedeutung, weil die ersten Momente der Interaktion eine grosse Menge diagnostischen Materials enthalten, das durch Details unverfälscht und im allgemeinen als Folge der Angst vergrössert ist. Wie jemand – bewusst oder unbewusst – sich oder sein Problem präsentiert, enthüllt unweigerlich sein dominierendes oder rivalisierendes (defensives) Verhalten. Wo dieses Verhalten extrem oder unangemessen ist, enthüllt es das, was wir unter ‹Übertragung› verstehen.» (Seite 13)

Übertragung besteht aus Verzerrungen in einer Beziehung aufgrund frühkindlicher Erfahrungen oder Kindheitserinnerungen. Es ist sehr wertvoll für den Therapeuten, Übertragungsverzerrungen schon während der Anfangsmomente zu erkennen, weil es weniger wahrscheinlich ist, dass sie Reaktionen auf das Verhalten des Therapeuten sind, als dies zu jedem anderen Zeitpunkt in der Beziehung der Fall ist. Die Diagnose der Übertragung ist für den Anfänger in der Therapie eines der schwierigsten Unterfangen. Denn dem Anfänger entgehen vielleicht die kleinen Anzeichen, die so notwendig sind, um eine Übertragung überhaupt festzustellen.

[1] Ronald Lee, Handbuch der Pastoraltherapie. Methodik und Praxis, Verlag Styria, Graz 1981 (Amerikanische Originalausgabe: Clergy and Clients: The Practice of Pastoral Psychotherapy, New York: The Seabury Press).

Die Gegenübertragung ist die Wiedererweckung kindlicher oder jugendlicher unbewältigter Ereignisse im Innern des Therapeuten, die er dann unfreiwillig auf den Hilfesuchenden projiziert und dadurch eine Störung der gegenseitigen therapeutischen Beziehung bewirkt. Die Hilfestellung des Seelsorgers und Pastoraltherapeuten muss während des ganzen Verlaufs der Therapie wirklich immer deutlich zum Vorschein kommen. Eine inadäquate Seelsorge zeigt negative Effekte: «Sie macht den Klienten noch kränker (iatrogenischer Effekt), als er bisher war. Eine spätere Behandlung muss dann zuerst den Schaden heilen, den vorhergegangene Hilfeversuche angerichtet haben. Der erste Kontakt ist also der primäre Punkt, an dem eine Überweisungsentscheidung getroffen werden muss, um iatrogenische Effekte zu minimalisieren.» (Seite 21 ff.)

Erfreulicherweise richtet der Autor auch auf die Körpersprache sein Augenmerk. Gestik, Mimik und Körperhaltung in den menschlichen Interaktionen sind für den Autoren eine wichtige diagnostische Hilfe.

Der Widerstand des Patienten

Im Erstgespräch zeigen sich selbstverständlich öfters einige Blockaden. Manchmal muss jemand über die Vertrauenswürdigkeit sprechen, bevor er bereit ist, «etwas Wesentliches mitzuteilen. Das ist eine Frage, für die der Seelsorger besonders sensibel sein muss, da sie eine mögliche Widerstandsquelle darstellt, weil unter Priestern und Pastoren Professionalität und Diskretion oft nicht identisch sind (Anm. des Rezensenten: leider!) und weil Kirchengemeinden auch unangenehme Gerüchteküchen sein können.» (Seite 39)

Eine weitere Quelle für Blockaden ist oft die Angst des Hilfesuchenden, in Abhängigkeit zu seinem Therapeuten zu geraten. Abhängigkeit aber braucht es in einem bestimmten Masse immer in einer therapeutischen Beziehung, wenn darüber nur wieder von Zeit zu Zeit offen gesprochen wird, so dass die Hilfesuchenden deren sich immer bewusst sind.

Der Autor Lee zeigt einen weiteren Auslöser für Widerstandsreaktionen des Klienten, nämlich das Einführen von Aufnahmegeräten, Tonbandgeräten, Videorecordern usw. Besonders zu Beginn der Analyse sollten diese Apparate nicht verwendet werden. Auch das Mitschreiben während der Therapie scheint für den Analysanden oft eine Störung der Atmosphäre zu bewirken. Zum Beispiel paranoide Persönlichkeiten werden durch diese beiden Faktoren in ihrer Beziehung zum Therapeuten verängstigt und verunsichert. Allerdings können wir die Angst aus der Therapie nie ganz bannen. Angst scheint sogar zum Teil die therapeutischen Bemühungen des Analytikers zu unterstützen, wie Anna Freud einmal bemerkte. Es wäre falsch zu glauben, dass aufkommende Angst beim Analysanden ein Minus für eine Therapie wäre. «Obwohl die Forschung auf diesen Gebieten (Angst) nicht immer übereinstimmend ist, unterstützt sie die Vorstellung, dass ein gewisses Ausmass an Angst in einer Beziehung konstruktiv genug genutzt werden kann, um jemanden zur Veränderung und Anpassung zu verhelfen.» (Seite 43)

Seelsorger und Pastoraltherapeuten sollten daher die Angst ihrer Klienten beachten, mit ihrer eigenen Angst in Berührung sein und sie kontrollieren. Die Worte Sullivans (1954) fassen die Einstellung zur Angst gut zusammen: «Jeder, der ohne Berücksichtigung der trennenden Macht der Angst in menschlichen Beziehungen voranschreitet, wird niemals Gesprächsführung lernen. Wenn die Angst nicht beachtet wird, existiert keine wirkliche Gesprächssituation; stattdessen kann es sein, dass es nur jemanden (den Patienten) gibt, der sich wütend gegen einen Teufel (den Therapeuten) verteidigt, der anschliessend dazu da ist nachzuweisen, dass der Patient ein mit allen Wassern gewaschener Kerl ist. Das kann sehr spektakulär werden, aber es bringt für den therapeutischen Prozess keine relevanten psychiatrischen Daten.» (Seite 47) Die Worte Sullivans sind wohl an Psychiater gerichtet, sie gelten aber auch gut für Seelsorger, die Seelsorge oder Pastoraltherapie betreiben.

Wir können in einer kurzen Rezension nicht alle Begriffe dieses Buches voll erklären. Hingegen wollen wir zeigen, dass das Buch für jeden, der sich auf diesem Gebiete bemüht, ein wertvoller Hinweis bedeutet.

Die Überweisung

Weil gerade die Seelsorger sehr oft in eine Art Verklammerung mit dem Hilfesuchenden geraten, möchten wir ein Kapitel noch genauer anschauen: «Die Überweisung». Mancher Seelsorger und Pastoraltherapeut, der so nebenbei diese Dinge als Hobby betreibt, hat Schwierigkeiten, seinen Analysanden weiterzuweisen, wenn er merkt, dass die Therapie ins Stocken geraten ist.

Beginnen wir einmal mit den Klienten, und zwar mit den Menschen, die nicht überwiesen werden wollen. Es sind jene, die ihre Persönlichkeitsstruktur nicht zu ändern gedenken.

Eine Personengruppe, die überwiesen werden muss, ist die, bei der der ausgebildete Seelsorger merkt, dass die Probleme des Analysanden seine fachliche Kompetenz übersteigen. Ferner gibt es auch Klienten, die vom Seelsorger überwiesen werden, weil sie in der Kirche eine besondere Stellung haben. Es kann sein, dass ein technisch qualifizierter Seelsorger das Gefühl hat, für die Aufnahme einer bestimmten Person bestehe zu wenig gegenseitige Verbindung. Manchmal überweist ein Seelsorger einen Patienten nicht, weil er eine zu starke Gegenübertragung entwickelt. Die Gegenübertragung besteht dann aus der Erweckung von Gefühlen und Bedürfnissen im Seelsorger, die verhindern, «dass das für die Patienten Beste geschieht». Kompetente Supervision, kollegiale oder interprofessionelle Beratung oder Psychotherapie sind die besten Mittel, die Gegenübertragungsprobleme des Seelsorgers zu lösen. Mancher Seelsorger empfindet es als Schande, dass er den «Fall» nicht lösen konnte. Er fürchtet die Schuld, die aus dem Gefühl kommt, dass er die Schwierigkeiten des Pfarreimitgliedes nicht bewältigen kann oder noch verstärkt. Vielleicht steht darin auch die Angst vor dem Verlust einer Beziehung zu einem Pfarreimitglied, oder er fürchtet – besonders wenn er den Psychiater, an welchen er einen Klienten überweist, nicht persönlich kennt –, die folgende psychiatrische Behandlung könnte destruktiv sein.

Ein weiterer Grund der Nicht-Überweisung ist sehr oft beim Seelsorger gelegen, der unbewusst Allmachtsgefühlen anhängt. Gerade der Priesterberuf tendiert dazu, Leute anzuziehen, die sich noch in ungelösten Abhängigkeiten befinden. Und aus jenen entwickeln sich dann die Allmachtsgefühle der Seelsorger ihren Pfarreimitgliedern gegenüber, die hinwiederum von der Gemeinde genährt werden. Für einen solchen Priester-Therapeuten ist es schwierig, sich die Niederlage, die eine Überweisung immer darstellt, einzugestehen.

Es war leider ein Mythos, wie die Studie zeigt, dass besonders Seelsorger ohne Ausbildung gerne überweisen. Gerade sie sind sich der Schwierigkeiten und Probleme des Patienten oft nicht bewusst und beharren darauf, dass der Klient bei ihnen weiterfährt, obwohl jener von allen Seiten her – vom Intellekt, Gefühl und Emotionalität – Widerstände zu zeigen beginnt.

Überweisung selber ist Facharbeit und braucht das ganze Geschick des Therapeuten, um den Analysanden richtig zu entlasten. Die Überweisung muss vom Analysanden als ein Akt der Seelsorge empfunden werden, und nicht als ein Akt der Zurückweisung. Der Pastoraltherapeut soll Widerstände gegen die Überweisung mit dem Analysanden oder Hilfesuchenden gründlich durcharbeiten, so dass jener ge-

fühlsmässig frei wird und bereit ist, selber den Weg bei einem anderen Helfer weiterzugehen.

Lee empfiehlt für die Überweisung die sogenannte Staffeltechnik. Unter Staffeltechnik versteht er, dass der behandelnde Seelsorger auch nach der Überweisung an einen Psychotherapeuten oder Psychiater weiterhin den betreffenden Patienten begleitet, aber immer in grösseren Abständen und kürzeren Sitzungen, bis der Analysand oder Patient selber fühlt, dass es jetzt genüge, beim überwiesenen Psychiater zu bleiben, sich dort «heimisch» zu fühlen. (S. 163 ff.)

Kritik und zusammenfassende Überlegungen

Das Buch ist selbstverständlich nicht eine gründliche Lehre der Pastoraltherapie. Dazu braucht es eine längere analytische Ausbildung nebst dem theologischen Studium, Erfahrung und intensive Kontrolle durch einen Supervisor oder Pastoraltherapeuten. Als Einführung für Studenten kann es als geeignet erscheinen.

In der Schweiz dürfte die Berufsgattung des Pastoraltherapeuten hauptsächlich für verheiratete Katecheten möglich werden. Wir leiden ja unter dem Seelsorgermangel, so dass die noch Verbleibenden kaum in die Pastoraltherapie gehen werden. Ferner können wir die Methoden der Amerikaner wohl nicht übernehmen, die für die pastoraltherapeutischen Sitzungen ein grösseres Entgelt fordern. Es ist gerade für den armen Menschen ein Glück, dass die Kirchen ihm Pastoraltherapie unentgeltlich anbieten. Zumeist ist der Seelsorger auch in ländlichen Gegenden der erste, der mit den inneren Nöten, Ängsten, vielleicht Depressionen eines Hilfesuchenden konfrontiert wird. Es dürfte dem Hilfesuchenden befremdlich erscheinen, wenn nun plötzlich ein Seelsorger oder Katechet, der nicht offiziell als Therapeut arbeitet, von ihm einen Vertrag und entsprechende Finanzierung verlangt.

Vielleicht mag das Buch anregen, an unseren Priesterseminarien und Universitäten pastoraltherapeutische Seminarien und Kurse einzurichten. Die Ausführungen des Autors Lee scheinen auch geeignet, die Meinung zu zerstreuen, dass es genüge, mit sogenanntem «gesundem Menschenverstand» die Probleme gewisser Hilfesuchender lösen zu wollen.

Vor einem Irrtum will noch gewarnt werden: Pastoraltherapie soll keinesfalls die Sakramente, wie Beichte, Bussfeier der Kirche, ersetzen. Beratung und Beichte gehören zwei eigenen Bereichen an und dürfen nicht miteinander vermischt werden. Selbstverständlich kann eine Pastoraltherapie zur Beichte hinführen und je nach Entwicklung des Analysanden durch die Beichte ersetzt werden. Wer in einer Pastoraltherapie seine eigene Identität gefunden hat, kann sich auch mit seiner ganzen Persönlichkeit Gott und seinem Wirken, das sich in den Sakramenten zeigt, öffnen und voll hingeben. In diesem Sinne ist Pastoraltherapie Vorfeldbeackerung, damit die Gnade um so mehr wirken kann.

Josef Heggli

Hinweise

Besinnungstage als Zugänge zum Religiösen

Die Konferenz Katholischer Schulen und Erziehungsinstitutionen der Schweiz führt vom 21. bis 23. Oktober 1982 im Bildungszentrum Bad Schönbrunn, Edlibach, ihre 10. Studientagung durch. Am Beispiel der Besinnungstage sollen Fragen rund um die religiöse Erziehung an katholischen Schulen zur Diskussion gestellt werden. Ins Zentrum der Überlegungen werden dabei einmal nicht die Schüler, sondern die Lehrer und Erzieher mit ihren Fragen und Erwartungen gerückt. Das einzige grosse Referat der Tagung wird von Prof. Dr. Hubertus Halbfas gehalten. Die anderen Zeiten sind mit Werkstattgesprächen zu freigewählten Themen und mit Plenumsdiskussionen angefüllt. Die Tagung selbst soll Besinnungstage erfahren lassen. Unmittelbar und konkret. Der Tagungsverlauf und nicht zuletzt die gemeinsamen religiösen Feiern sollen dazu verhelfen.

Diese Tagung dürfte auch all jene Seelsorger und Lehrer interessieren, die mit Jugendgruppen oder Schulklassen Besinnungstage durchführen. Programme sind erhältlich bei der Arbeitsstelle für Bildungsfragen, Hirschengraben 13, Postfach 1086, 6002 Luzern, Telefon 041 - 23 50 55, die auch die Anmeldungen entgegennimmt.

ARBIF

Kirchen im Lokalradio

Die Gesuche um eine Erlaubnis für Lokalradio oder Lokalfernsehen müssen bis Ende September 1982 beim Eidgenössischen Verkehrs- und Energiewirtschaftsdepartement eingereicht werden. Sie werden dann in den wesentlichen Punkten im Bundesblatt veröffentlicht. Innert 30 Tagen nach dieser Publikation kann sich jedermann, der im Versorgungsgebiet eines geplanten Senders Wohnsitz hat, schriftlich zu den Gesuchen äussern. Das bedeutet, dass in diesem Herbst in vielen Gegenden der Schweiz das Thema Lokalradio aktuell sein wird. So auch für kirchliche Gremien und Stellen, aber auch für Gemeinden, Parteien und Vereine.

Aber nicht nur die Vernehmlassung der Gesuche steht an. An vielen Orten werden die Vorbereitungen für ein Lokalradio auch nach der Gesuchseinreichung weitergeführt und konkretisiert. Damit stellen sich (auch) für kirchliche Stellen Fragen um eine mögliche Mitwirkung: Teilhabe an der Trägerschaft, Programm-Mitarbeit, Unterstützung ideeller oder finanzieller Art usw.

Die katholische Arbeitsstelle für Radio und Fernsehen (ARF) will hier einen Dienst anbieten. Sie bereitet einen Seminartag vor, der den Teilnehmern helfen soll, die wichtigsten konkreten Fragen um die Mitwirkung beim Lokalradio zu klären. Anhand konkreter Beispiele sollen Möglichkeiten des Engagements mit ihren Vor- und Nachteilen überprüft und an sozialethisch verantwortbaren Grundsätzen gemessen werden.

Hier die wichtigsten Angaben:

Thema: Kirchen im Lokalradio.

Datum: Mittwoch, 24. November 1982.

Zeit: 09.00–16.00 Uhr.

Ort: Pfarreiheim Peter und Paul, Werdgässchen 26, 8004 Zürich.

Teilnehmer: Vertreter von Kirchgemeinden, Dekanaten und andern regionalen kirchlichen Verbänden, weitere Interessierte.

Leitung: Alfons Croci, Paul Jeannerat, Matthias Loretan.

Tagungsbeitrag: Fr. 50.–, am Seminar zu bezahlen.

Die Teilnehmerzahl ist beschränkt. Auskünfte, Detailprogramm, Anmeldung bei Arbeitsstelle für Radio und Fernsehen (ARF), Bederstrasse 76, 8002 Zürich, Telefon 01 - 202 01 31.

Durch Adventkalender und Ranfttreffen zum pfarreilichen Weihnachtsgottesdienst

Die Schweizerische Kirchliche Jugendbewegung (SKJB) lädt in engem Kontakt mit der Arbeitsstelle Jugend- und Bildungsdienst (AJBD) zum «Adventweg 82» ein. Mit Jugendlichen und jungen Erwachsenen sollen während der Adventszeit Werte und Erfahrungen von «Eucharistie» aufge-

spürt werden. «Eucharistie leben» ist denn auch das innere Leitmotiv des diesjährigen SKJB-Adventkalenders. Anfangs November werden alle Pfarrämter mit einem Ansichtsexemplar bedient. Die Auslieferung der bestellten Exemplare kann dann laufend erfolgen.

Der Adventkalender will helfen, sich ganz persönlich neu zu finden auf Eucharistie hin, aber auch gemeinschaftlich. Pfarreiliche Eigeninitiativen könnten dieses Anliegen durch einzelne Unternehmungen oder gar durch kontinuierliche Gruppenprozesse aufnehmen. Wünschbar wäre zum Beispiel auch, mit Benützern des Adventkalenders einen vorweihnachtlichen Gruppengottesdienst zu feiern – als Durchgang zum Weihnachtsgottesdienst der ganzen Pfarrei. Von diesem Durchgangscharakter wird auch das vorweihnachtliche Ranfttreffen am 18./19. Dezember geprägt sein. Es soll den Teilnehmern Gelegenheit bieten, von einzelnen Pfarreien her (vielleicht sogar als Delegation) etwas mitzubringen und in die Pfarreigemeinschaft zurück etwas mit heim zu nehmen. Ein angestrebtes Ziel des «Adventwegs» ist der Weihnachtsgottesdienst der ganzen Pfarrei. Ob sich damit die Hoffnung auf Anfänge einer neuen, jungen Gemeinde verbinden lässt?

Bundesleitung SKJB

Amtlicher Teil

Für die Bistümer der deutschsprachigen Schweiz

Presse-Communiqué der 42. Sitzung der DOK

Mehr Information über kirchliche Berufe

Im Pfarreizentrum St. Josef, Zürich, traf sich am Freitag die Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz (DOK) zu ihrer 42. Sitzung, an der Otto Wüst erstmals in seiner Eigenschaft als neuernannter und vom Papst bestätigter Bischof von Basel teilnahm.

Unter der Leitung des Bischofs von Chur, Johannes Vonderach, bestätigten die Verantwortlichen der Katholischen Kirche in der deutschsprachigen Schweiz Dr. Robert Füglister, Basel, als Präsidenten der Interdiözesanen Katechetischen Kommission (IKK). Die Präsidentin des Katholischen Bekanntschaftsringes (KBR), Helen Meyer (Zürich), informierte die DOK über die vielfältige Tätigkeit ihrer Organisation. Vermehrt will sich die DOK künftig für eine breitere und noch bessere Information über kirchliche Berufe einsetzen. Mit herzlichen Worten des Dankes verabschiedete das Gremium schliesslich ihren Sekretär, Bischofsvikar Karl Schuler, Chur, der von Generalvikar Gerhard Matt, Zürich, in seinem Amt abgelöst wird.

24. September 1982.

Bistum Basel

Stellenausschreibungen

Die freiwerdenden Pfarreien *Bern, Dreifaltigkeit, Ruswil* (LU) und *Bellach* (SO) werden zur Wiederbesetzung ausgeschrieben. Interessenten melden sich bis zum 20. Oktober 1982 beim diözesanen Personalamt, Baselstrasse 58, 4500 Solothurn.

Im Herrn verschieden

Johann Estermann, Chorherr, Beromünster

Johann Estermann wurde am 26. Februar 1897 in Ruswil geboren und am 16. Juli 1922 zum Priester geweiht. Er wurde zunächst Kaplan zu St. Andreas in Cham (1922–1928), leitete 1928–1966 die Pfarrei Horw und war seit 1966 Chorherr in Beromünster. Er starb am 19. September 1982 und wurde am 24. September 1982 in Horw beerdigt.

Personalverzeichnis 1983

Um das Personalverzeichnis des Bistums Basel für das Jahr 1983 rechtzeitig erstellen zu können, ersuchen wir um Mithilfe. Wir bitten:

- die Dekane, die Veränderungen innerhalb ihres Dekanates dem zuständigen Regionaldekan zu melden;
- die Orden und Kongregationen im Bereich des Bistums Basel, die Personalveränderungen mitzuteilen;
- Spezialseelsorger, Präsides katholischer Verbände und Präsidenten diözesaner Kommissionen und Institutionen, Wechsel in ihren Aufgaben und Gremien und Adressänderungen bekanntzugeben;
- Geistliche, die aus der Pastoration ausscheiden, um weiterzustudieren, ihren Studienort und ihre Adresse anzugeben;
- Priester und Laientheologen ausserhalb des Bistums und Geistliche im Ruhestand, uns eventuelle Adressänderungen wissen zu lassen.

Wir sind Ihnen dankbar, wenn Ihre Meldungen bis zum *20. Oktober 1982* in Solothurn eintreffen: Personalamt des Bistums Basel, Baselstrasse 58, 4500 Solothurn.

Bistum Sitten

Ernennungen und Beauftragungen

Der Bischof von Sitten hat folgende Ernennungen vorgenommen:

Pater *David Salamin,* bisher Hilfspriester in Savièse, zum Hilfspriester in der Pfarrei Evolène mit Residenz in La Sage.

Chorherr *Hubert Ruckstuhl,* bisher in Aigle, zum Hilfspriester in der Region Vissoie, mit Residenz in Grimentz.

Ausserdem hat der Bischof von Sitten den kirchlichen Auftrag erteilt:

Herrn *Toni Jossen,* von Naters, für die Erteilung des Religionsunterrichtes in Brig und Visp und zur Mitarbeit in der Jugendseelsorge in Brig-Glis;

Herrn *Leander Jaggi,* von Wiler, zur Erteilung des Religionsunterrichtes in Naters und Leuk.

Demission

Auf den 30. September 1982 wird alt Pfarrer *Gustav Oggier* von seinem Posten als Spitalseelsorger von Sitten zurücktreten. Er hatte vorher in den Pfarreien von Monatana-Village, St-Léonard und Sacré Coeur Sitten gewirkt.

Die Meinung der Leser

Jungwacht und Blauring – eine kleine Nachlese

Seit der Veröffentlichung meines Artikels (Identitätssuche von Blauring und Jungwacht) ist viel geschrieben und gesprochen worden. Es liegt mir fern, auf alles einzugehen, zudem einiges am eigentlichen Thema vorbeiging.

Klarstellungen

Doch sei es mir erlaubt, zu zwei Vorwürfen Stellung zu nehmen.

Erster Vorwurf: ich hätte vorher das Gespräch mit der Bundesleitung nicht gesucht. Ich habe es tatsächlich nicht gesucht, weil ich mir davon nicht viel versprach. Ich sah in der Publika-

tion in SKZ grössere Wirksamkeit. Dies hat sich inzwischen bestätigt. Von einigen Präsides habe ich erfahren, dass sie schon wiederholt mit der Bundesleitung über dieses Problem gesprochen haben. Dass mit meinen kritischen Überlegungen ein wunder Punkt in Blauring und Jungwacht angetupft wurde, bestätigen die vielen Reaktionen, die mir zukamen. Ich stehe also ganz und gar nicht allein.

Zweiter Vorwurf: ich hätte *allen* Engagierten in Blauring und Jungwacht Glaube und Liebe zur Kirche abgesprochen. Dabei beruft man sich besonders auf die allgemein gefasste Fromulierung: «Es geht aber um die Geisteshaltung, welche sich ausdrückt in der Art und Weise, wie da über die Kirche, über die Eucharistie und über anderes mehr geschrieben wird. Ich vermisse Glaube und Liebe zur Kirche.»

Kein einziger Name wird genannt. Ja, wer sind denn die Adressaten? All jene, bei denen diese Geisteshaltung anzutreffen ist, welche sich äussert in dem, wie und was über die Kirche, wie und was über den katholischen Glauben, wie und was über Papst und Bischöfe usw. gesprochen wird, und zwar in periodisch sich wiederholenden Äusserungen. *Wo* diese Geisteshaltung konkret anzutreffen ist, das wissen am besten die Betreffenden selber. Aber so verborgen bleiben diese inneren Haltungen und Gesinnungen wiederum auch nicht; denn sie äussern sich ja, bringen sich zur Sprache. Wer kennt nicht Orte und Verantwortliche, wo es in dieser Hinsicht schwer happert? Aber nicht überall ist es so. Es ist mir ganz klar, dass es auch heute viele Ortsgruppen, Scharen und Regionen gibt, wo bei den Verantwortlichen Glaube und Liebe zur Kirche wirklich zu spüren sind und die bewundernswerten Einsatz leisten. Leider ist es mir entgangen, dies wenigstens in einem Satz deutlich zu erwähnen, weil ich es als selbstverständlich betrachtete.

Dass ich mit meiner allgemein gefassten Äusserung nicht jeden einzelnen in Blauring und Jungwacht meinen konnte, wird auch klar aus folgenden Überlegungen:

a. So etwas behaupten zu können, setzte voraus, dass ich alle 7000 Gruppenleiter/innen, alle 700 Scharleiter/innen, etwa 600 Präsides und fast 500 Kreis- und Kantonsmitarbeiter kennen würde. Niemand kann das von mir erwarten. Also kann und darf meine Äusserung nicht so interpretiert werden, wie wenn ich jeden und alle Verantwortlichen gemeint hätte.

b. Wenn meine Äusserungen so aufgefasst werden müssten, als ob ich alle und jeden gemeint hätte, warum haben dann viele Präsides mir für den Artikel gedankt? Trotz der allgemein gefassten Formulierung fühlten sie sich nicht im geringsten betroffen.

c. Äusserungen Jesu im NT sind nicht selten allgemein gefasst, ohne dass deshalb ein Exeget daraus schliessen würde, jeder einzelne der Genannten sei damit gemeint. Zum Beispiel die Weherufe gegen die Pharisäer und die Schriftgelehrten (Mt 23).

Ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, dass hier – bewusst oder unbewusst – etwas hochgespielt wird.

Wird das Problem zu einem Dauerbrenner?

Es steht ausser jedem Zweifel, dass die Zielrichtung von Blauring und Jungwacht von der Gründung her eine ausgesprochen religiös-kirchliche war: das Kind soll ausserhalb der Familie und der Schule in Gemeinschaft und auf verschiedene Arten ins Glaubensleben und ins Pfarreileben eingeübt werden. Das geschah zwar in der Freizeit, aber man verstand es nicht als blosse sinnvolle Freizeitbeschäftigung. Heute vollzieht sich nun eine Verlagerung des ursprünglichen Zieles: das Kirchlich-religiöse wird in den Hintergrund verdrängt und die Freizeitgestaltung tritt in den Vordergrund. So der Bundespräses der Jungwacht, Hans Leu: «Das erklärte Ziel heisst: kirchlich verantwortete Freizeitgestaltung mit und für Kinder und Jugendliche» (SKZ 37/1982, Seite 546). (Übrigens: was heisst kirchlich verantwortete Freizeitgestaltung?)

Dadurch wird die Identität von Blauring und Jungwacht in Frage gestellt, weil hier eine Umschichtung des wesentlichen Schwerpunktes dieser Vereine vorgenommen wird. Das ist nicht ein leerer Streit um Worte, sondern hat grosse Konsequenzen in der Praxis. Liegt das Schwergewicht bei Blauring und Jungwacht auf sinnvoller Freizeitgestaltung, dann wird man auf der Suche nach geeigneten Leiter/innen vor allem auf die Fähigkeit achten, mit Kindern etwas Sinnvolles in der Freizeit zu tun.

Liegt aber das Schwergewicht bei Blauring und Jungwacht – wie es ursprünglich festgelegt wurde – auf religiöser Bildung und Einüben von Glaubenshaltungen der Kinder, dann wird man auf der Suche nach geeigenten Leiter/innen sehr auf ihre Glaubenshaltung und kirchliche Gesinnung achten müssen. Auf die Dauer hat dies enorme Konsequenzen. Daher wird meiner Ansicht nach die Frage nach der Kirchlichkeit von Blauring und Jungwacht solange immer wieder gestellt werden, bis man voll und ganz in die ursprüngliche Zielrichtung der Gründer einschwenkt.

Ich hoffe, dass aus dem vielen Reden, welches mein Artikel auslöste, ein engagiertes Handeln werde im ursprünglichen Sinn und Geist von Blauring und Jungwacht, und dann hat sich die ganze Auseinandersetzung gelohnt.

Karl Schönenberger

Jungwacht und Blauring heute

Einen sehr erhellenden Artikel hat Hans Leu im Namen der Bundesleitungen von Jungwacht und Blauring in der SKZ 37/1982 veröffentlicht. Danach soll das erklärte Ziel der Jungwacht- und Blauring-Arbeit nur noch «Freizeitgestaltung mit und für Kinder sein». Wohl steht dabei die Präzisierung, dass diese Arbeit «kirchlich verantwortet» werden soll, aber oft besteht nach meiner Erfahrung diese Verantwortung nur noch darin, dass die Kirche bezahlt. Es ist auch nicht erstaunlich, dass es bei solcher bescheidener Zielsetzung eines religiösen Vereins zu Spannungen kommt, sowohl mit Pfarreien und mit unzufriedenen Eltern. Viele Eltern und auch Präsides haben noch die Zielvorstellung, wie sie auch im *New Look* der Jungwacht stand: «Buben zu Christus führen», wobei das selbstverständlich nicht nur Frömmigkeit heisst, sondern ganzheitliches Leben, aber unter der Führung von Christus. Mir scheint in diesen verschiedenen Zielvorstellungen die grundsätzliche Spannung zu liegen, die wir möglichst sachlich herausdiskutieren müssen.

Im folgenden möchte ich nun nicht theoretisieren, sondern aus der Praxis einige Erfahrungen weitergeben. Vor vier Jahren habe ich in Basel als Präses eine Schar übernommen, die damals aus der Kirche austreten wollte. Es gab Schwierigkeiten mit der Pfarrei und mit dem Präses. In Gesprächen fanden wir uns. Heute erleben wir eine gute Zusammenarbeit. Die Leiter haben erkannt, dass es wichtig ist, den Kindern auch religiös etwas zu bieten, weil sie ein Anrecht dazu haben und auch ein Bedürfnis. Müssen wir nicht aufhorchen, dass in Zürich bei der protestantischen Jungschar 20% und in Basel gar 30% katholisch sind, weil religiös interessierte Eltern ihre Kinder bewusst dorthin schicken, weil in jeder Gruppenstunde religiöse Elemente eingebaut werden. Statt religiöse Anstösse von oben zu erhalten, werden unsere Leiterinnen und Leiter vor allem konfrontiert mit Problemen der Gesellschaftskritik, der Kirchenkritik, der Friedensforschung, des Umweltschutzes usw. Natürlich sind das wichtige Fragen, und wir müssen alle an deren Lösung mitarbeiten. Aber wenn es zu einer Überbetonung von solchen Problemen kommt und immer wieder das Negative in oft generellen Schlagworten dargestellt wird, so wird das für einen Verband bedenklich, wo das Kind und seine Bedürfnisse im Mittelpunkt stehen sollen. Beim 50-Jahr-Jubiläum des Verbandes katholischer Pfadfinder ist mir aufgefallen, dass die Pfadfinder der Krise der heutigen Zeit wohl besser begegnen, weil sie weniger problematisieren, sondern auf positive Werte hin erziehen wollen: Pfadfindergesetz, Versprechen, religiöse Patrone als Vorbilder, die Gute Tat, die Naturverbundenheit, alternativer Lebensstil u. a.

Ein weiteres Beispiel, wie ein bestimmtes Schwergewicht immer auch negative Folgen hat. Mit dem *New Look* ist vor 10 Jahren vor allem der Teamgedanke gefördert worden. Auf Leiterebene führt dies zu intensiven Auseinandersetzungen, und es werden darum in vielen Scharen tolle Sommerlager mit viel Einsatz und Phantasie durchgeführt. Aber auf Gruppenebene sind mit dieser Teammethode Kinder schnell einmal überfordert. Sie brauchen neben der Mitbestimmung immer auch eine gewisse Führung. Und es zeigt sich, wenn man zu sehr die Mitbestimmung der Kinder betont, so fördert das die Bequemlichkeit mancher Leiter, selber etwas für die Gruppenstunden vorzubereiten. In der Stadt Basel erfahre ich, dass Kinder aus Jungwacht und Blauring davonlaufen, weil es in den Gruppenstunden zu langweilig sei. Und wenn Leiter nicht recht wagen, schon beim Programm die Kinder positiv für etwas zu begeistern, so erst recht nicht bei religiösen Anliegen.

Ein weiteres Schlagwort, das seit dem Konzil übertrieben verwendet wird, ist die Weltoffenheit. Gerade in einer Stadt wird das so missverstanden, dass alle zu uns kommen können, egal was einer glaubt. Wenn wir aber auch Ungetaufte und Kinder aus neuheidnischen Familien aufnehmen, müssen wir als kirchlicher Jugendverband auch die Verantwortung sehen. Es geht um eine missionarische Aufgabe. Gerade für unsere Religionspädagogen stellt sich hier eine katechetische Aufgabe auch in der Freizeitgestaltung. Und wenn dafür keine Hilfen von den Bundesleitungen kommen, dann müssen sich alle interessierten Präsides und Bezugspersonen an der Basis zusammenschliessen, um ihre Erfahrungen auszutauschen und Hilfen zur Glaubensverkündigung zu erarbeiten. Besonders dringend scheinen mir religiöse Anregungen für Gruppenstunden.

Die Kirche kann den konziliaren Weltauftrag nur bestehen, wenn sie aus einer neuen Innerlichkeit heraus in die Welt hinauswirkt. Diese Konzilstexte werden immer wieder übersehen. Es ist erstaunlich, wie hier in Basel gerade protestantische Jugendliche diese neue Innerlichkeit intensiv erleben (Lebensgemeinschaften, Bibelgruppen, Alban-Arbeit, CJZ statt AJZ, Lords Meeting). Und wir Katholiken diskutieren und zerstreiten uns. Hat aber das Konzil nicht im letzten gewollt, dass wir zu einer neuen Innerlichkeit finden und aus ihr heraus wirken, auch in der Kinderarbeit?

Hansjörg Gächter

Verstorbene

P. Franz Xaver Enzler OSB, Einsiedeln

Am 14. Mai ist P. Franz Xaver Enzler im Regionalspital Einsiedeln im Alter von 76 Jahren friedlich im Herrn entschlafen. Eine heimtückische, zu spät erkannte Krankheit hatte seinem Leben unerwartet und rasch ein Ende gesetzt.

P. Franz Xaver wurde am 24. April 1907 in Cham geboren und am folgenden Tag in der dortigen Pfarrkirche auf den Namen Walter getauft. Sein Vater Johann Enzler betätigte sich als Vorarbeiter in der Werkzeugfabrik Nestlé. Er stammte von Walchwil. Die dortigen Enzler sind ursprünglich Appenzeller, die bei der Reformation auswanderten, um dem katholischen Glauben treu bleiben zu können. Seine Mutter Agatha Zimmermann kam von Ebikon. Sie setzte sich gewissenhaft für die religiöse Erziehung ihrer fünf Söhne ein. Nicht von ungefähr wurde Walter, der Zweitjüngste, und der Jüngste Benediktiner. Letzterer, P. Anselm in Disentis, versieht dort heute noch das Amt des Organisten. Walter war ein eifriger Altardiener. Begeistert wanderte er jeweils bei der Zuger Wallfahrt nach Einsiedeln mit, wobei sein Mönchs- und Priesterberuf geweckt wurde.

Gerne wäre Walter von der Sekundarschule in Cham an die Stiftsschule in Einsiedeln übergetreten, aber es war für ihn im Finstern Wald kein Platz vorhanden. Darum begann er seine Gymnasialstudien in Sarnen. Erst im Herbst 1926 öffnete sich für ihn am Lyzeum in Einsiedeln eine Lücke, so dass er dahin ziehen konnte.

Nach der Matura im Sommer 1928 begann er am 9. September 1928 im Kloster Einsiedeln das Noviziat. Am 10. September 1929 legte er die einfache Profess ab, wobei er den Ordensnamen Franz Xaver erhielt. Erzbischof Raymund Netzhammer weihte ihn am 10. Juni 1933 zum Priester.

Am 11. Oktober 1933 trat der junge initiative Pater seinen ersten Posten als Pfarrvikar in Trachslau an. Dieses Viertel wurde damals wie noch heute vom Kloster aus seelsorgerlich betreut. Als Fahrgelegenheit stand ihm ein Pferd mit Wagen oder Schlitten zur Verfügung. Die Fahrten gingen jedoch öfters nicht ohne unliebsame Überraschungen vor sich, wovon P. Franz Xaver noch in alten Tagen gerne erzählte. In Trachslau wirkte er 15 Jahre lang und hat die Seelsorge nachhaltig verbessert. Auf ihn gehen die ersten Bemühungen um einen Friedhof in Trachslau zurück. 1939 konnte er eine Kirchenheizung installieren lassen. 1937 führte er für den Dienstag vor Christi Himmelfahrt einen Bittgang ins Frauenkloster Au ein. 1941 wurde in Trachslau die erste Volksmission durchgeführt. 1943 liess er in der Trachslauer Kirche einen Taufstein errichten. 1945 konnte daselbst erstmals der Weisse Sonntag gefeiert werden, während die Erstkommunikanten zuvor nach der Mutterkirche in Einsiedeln ziehen mussten. 1947 wurde unter seiner Leitung das Innere der Trachslauer Kirche gänzlich erneuert und mit neuen Statuen, Bildern und einem Kreuzweg ausgestattet.

Im Herbst 1948 erhielt P. Franz Xaver das Pfarrvikariat Egg als neuen Wirkungsort zugewiesen. Hier betätigte er sich mehr nach innen. Zwar errichtete er 1956 mit der Jungmannschaft in der Au bei Egg eine Lourdesgrotte, 1963 liess er das Kirchengeläute elektrifizieren und 1969 wurde unter ihm die Kirchgemeinde Egg gegründet, während zuvor nur eine Kirchgenossenschaft bestand.

1954 beteiligte er sich bei der Gründung der religiösen Zeitschrift «Fegfeuer und christliches Leben», die er bis 1961 redigierte. 1957 erschien aus seiner Feder eine Lebensbeschreibung von Dr. Anton Schmid (1840–1926), einem bekannten Pfarrer in Muotathal. 1965 folgte ein Lebensbild vom «Segenspfarrer» Johann Kilian Bächtiger (1850–1922). Noch in seinem letzten Lebensjahr veröffentlichte P. Franz Xaver eine Schrift über die St.-Benedikt-Medaille. In grosser Treue hat er seinen Pfarrkindern in Egg fast volle 30 Jahre gedient, so lange wie keiner seiner Vorgänger.

Als letzte Aufgabe übernahm er im Herbst 1978 vom Kloster aus die Seelsorge im Altersheim Langrüti. Sein Humor, der in vielen Wortspielen zum Ausdruck kam, verliess ihn nie. Mit dieser Gabe konnte er bis zuletzt seinen Mitmenschen manche Freude bereiten, bis er jetzt so rasch und unerwartet von uns scheiden musste. Möge er nun den reichen Lohn des Himmels für alles empfangen, was er in grossem Eifer getan und in Geduld gelitten hat.

Joachim Salzgeber

Neue Bücher

Dominikus

Dominikus und die Dominikaner. Mit einem Essay von Anselm Hertz und 48 Farbtafeln von Helmuth Nils Loose, Verlag Herder, Freiburg i. Br. 1981, 120 Seiten.

In der bekannten Bildbandfolge, die in Monographien Heilige der Kirche darstellt und mit einprägsamen Bildern illustriert, wird der Gründer des Dominikanerordens gewürdigt. Der Autor Anselm Hertz, Ordenshistoriker in Rom, gibt knapp und prägnant das Leben des Heiligen und die Entstehung des Predigerordens bekannt. Die Quellenlage zur Dominikusbiographie ist dürftig. Hertz macht aus der Not eine Tugend und gibt als Zugaben kleine Darstellungen von hervorragenden Dominikanern: Albert der Grosse, Thomas von Aquin, Heinrich Seuse, Bartolomeo Las Casas und Henri Dominique Lacordaire. Der Bildteil von Nils Loose hat die bekannten grossen Qualitäten.

Leo Ettlin

Helder Câmara: Hoffen wider alle Hoffnung

«Die Jungen werden müde und matt, junge Männer stolpern und stürzen. *Die* aber, die dem Herrn vertrauen, schöpfen neue Kraft, sie bekommen Flügel wie Adler. Sie laufen und werden nicht müde, sie gehen und werden nicht matt» [Jesaja 40, 30–31].

Hoffen in jeder Lebenslage, in jeder Zeit, auch in unserer Zeit, ist nicht das Privileg der Jungen, sondern derer, die glauben. Helder Câmara glaubt. Darum hofft er.

In seinem Buch «Hoffen wider alle Hoffnung» (Pendo Verlag, Zürich) beweist er, dass *er* von Hoffnung nicht bloss spricht, sondern sie auch lebt, verkörpert. Darum hat er «Flügel wie ein Adler». Darum «läuft er und wird nicht müde, geht er und wird nicht matt». Darum sieht er «in den Zeichen der Weltverlorenheit auch Zeichen der Hoffnung» [Mario von Galli]. Darum klingt es überzeugend, wenn er schreibt:

– «Trotz der gegenwärtigen Lage, wo über zwei Drittel der Menschheit in untermenschlichen Bedingungen, in Elend und Hunger leben, gibt es deutliche Zeichen der Hoffnung, ... sowohl bei den farbigen als auch bei den weissen Völkern.»

– «Wir vermögen alle Bitterkeit, allen Groll aus unsern Herzen zu verbannen... Wir vermögen Hoffnung zu bewahren.»

– «Es ist anzunehmen, dass es immer häufiger so friedliche und unvergessliche Demonstrationen geben wird wie jene der Hunderttausend in Hamburg, die gegen den Rüstungswettlauf mit Kernwaffen protestierten. *Siehe da,* ein deutliches Zeichen der Hoffnung!»

Das Zeichen unserer Zeit ist nicht Hoffnung, sondern Angst. Leider! Angst lähmt. Hoffnung beflügelt. Hoffen gehört zum Christsein. Wem das Hoffen schwer fällt, der lese das Buch von Helder Câmara «Hoffen wider alle Hoffnung».

Gustav Truffer

Teilhard de Chardin (2)

Günther Schiwy, Teilhard de Chardin. Sein Leben und seine Zeit, Band II: 1923–1955, Kösel Verlag, München 1981, 317 S. mit 72 Abbildungen. Im Anhang dieses 2. Bandes findet sich eine Zeittafel sowie ein Namen- und Sachregister, die auch den 1. Band erfassen.

Versuchte der erste Band (SKZ 49/1981), die «Sprachen» aufzuzeigen, in denen Teilhard während seiner Jugend- und Wanderjahre das eigene unverwechselbare «Sprechen» gelernt hat als Ausdruck seiner Geistigkeit, so verfolgt dieser Band, gemäss den Worten des Autors, das «Gespräch», das Teilhard während der zweiten Hälfte seines Lebens geführt hat: Das «Gespräch» mit China, Japan, Indien, Amerika und dem «alten» Europa; mit den Imperialisten, Nationalisten, Faschisten, Kommunisten und Demokraten; mit der internationalen Creme der Geologen, Paläontologen, Biologen und Anthropologen; mit den Missionaren, Arbeiterpriestern, «Neuen Theologen», Zensoren, Kurienkardinälen und Ordensgenerälen; mit den «Abenteurern» Malraux, Saint-Exupéry, Claudel, Sven Hedin und den Unbekannten der «Gelben Kreuzfahrt»; mit dem immer grösser werdenden Kreis von Freunden und Freundinnen, von Gläubigen und Ungläubigen, mit denen er sich auf Gedeih und Verderben verbunden fühlt.

In diesem «Sprechen» miteinander wollte er seine auf die Zukunft gerichtete Synthese und seine Leidenschaft für das Universale deutlich machen und den zweifelnden Menschen die Freude der Hoffnung zurückgeben. Seine «Sätze» sind als Versuche zu lesen, die Lebensfragen der gegenwärtigen und erst recht der zukünftigen Menschheit zu beleuchten. Dieses «Sprechen» miteinander war ihm zugleich Anzeichen der kommenden Welt mit ihrem bewussteren Dasein, ihrer zunehmenden Kommunikation über alle Lager hinweg: unbedingt nötig, um die grösseren Probleme der zusammenwachsenden Menschheit gemeinsam richtiger zu lösen – im Sinne der grösseren Zukunft. Dass die Menschheit eine Zukunft hat, war seine tiefste Überzeugung, gewonnen aus wissenschaftlichem Wissen und christlichem Glauben. Diese Überzeugung war der Impuls seines Lebens. Ihn wollte er wei-

tergeben und begründen. Denn seine Lebenserfahrung hatte ihm gezeigt: die Menschheit hat nur so lange eine Zukunft, als sie daran glaubt. Das gilt auch für den einzelnen Menschen. In diesem Glauben kann er Berge versetzen. Teilhard hat es erlebt und vorgelebt.

Auch dieser zweite Band will Teilhard historisch-biographisch orten. Durch diese Haupttendenz vermag Schiwy sozusagen eine Geschichte Frankreichs in Politik, Kultur, Wissenschaft und Religion der zweiten Hälfte des 19. und der ersten des 20. Jahrhunderts, den Umbruch einer Zeitepoche, mitzugeben, ohne die auch die Gegenwart nicht verständlich ist. Doch Teilhards Anliegen ist die Internationalisierung der Welt, der er den Weg bereiten will in einer menschlichen Erneuerung durch die im Menschen verborgenen Kräfte des Guten und des Geistes und einer grösseren Liebe zu allem, was aufsteigt. Das Zeitalter der Nationen sei vorbei. Evangelium ist nicht Verrat an der Erde, sondern Fusion der beiden Arten von Liebe, der zu Gott und der zur Welt. Man muss das Christentum ernst nehmen und zugleich in der Welt bleiben. Glauben an den Wert der Welt und glauben an die Notwendigkeit eines Christus, «um dieser Welt eine Konsistenz, ein Herz und ein Gesicht zu geben». Forschung ist Treue zum Sein, folglich Anbetung. Es gibt für ihn die Religion, ja Mystik der Wissenschaft und eine Mystik der Evolution. Es gibt nicht heilige und profane Dinge, nicht reine und unreine, sondern nur einen guten und einen schlechten Sinn: «den Sinn des Aufstieges, der zunehmenden Vereinigung, der grösseren geistigen Anstrengung; und den Sinn des Abstieges, des einengenden Egoismus, der materialisierenden Lust.» Der urchristliche Glaube an die kosmische Dimension Christi bringe Impulse zur «Neuen Theologie» und zur Überzeugung, dass der Graben zwischen Christentum und modernem Humanismus überbrückbar sei. So begründet er den christlichen Neuhumanismus, indem er existentiell den Zwiespalt, die geistige Schizophrenie zwischen der Welt der Wissenschaft und der Welt des Glaubens überwindet. Durch die Welt hindurch soll der Mensch mit Gott in Gemeinschaft treten.

Gott und Universum: sein Thema. Das Streben nach Einheit, nach Zusammenhang und Synthese ist eine der typischsten Eigenschaften seiner Persönlichkeit. Dies macht das Buch von Schiwy deutlich, ohne zu unterlassen, auf zeit- und entwicklungsbedingte Grenzen und Einseitigkeiten der Teilhardschen Schau vorsichtig hinzuweisen. Und je weniger der Autor direkte Urteile fällt, um so mehr mutet er dem Leser jenen kritischen Sinn zu, der sich freut an der grossartigen Weltschau und doch kluge Vorbehalte anbringt gegenüber Auffassungen im Detail.

So vermittelt das Buch durch die historisch-biographische Information hindurch Einstieg in das Weltbild des grossen Forschers und Denkers und Mystikers. Das Buch sprengt Horizonte und bietet grossen geistigen Genuss und Gewinn.

Sebald Peterhans

Mariannhiller-Mission

Adalbert Ludwig Balling, Der Trommler Gottes. Missionsabt Franz Pfanner – Abenteurer und Rebell (1825–1909), Verlag Herder, Freiburg i. Br. 1981, 350 S.

Diese aus journalistisch geübter Hand stammende Biographie des berühmten Gründers der Mariannhiller Missionare schildert auf Grund des Quellenmaterials (u. a. von Aufsätzen, Artikeln, Briefen und autobiographischen Schriften Pfanners selbst) das bewegte Leben und Wirken des ursprünglichen Weltgeistlichen und späteren Trappistenmönches und Missionars im österreichischen Vorarlberg, damals türkischen Bosnien und südafrikanischen Natal. Trotzdem wird man sie nicht als «kritisches» Geschichtswerk einstufen, sondern als – durchaus positiv zu verstehende – «engagierte» Werbeschrift begreifen, die – als Auftakt zur 100-Jahr-Feier der Gründung Mariannhills (1982) entstanden – das Lebenswerk seines Gründers aus heutiger Sicht ansprechend beschreibt.

Heribert von Tunk

Fortbildungs-Angebote

Meine Bausteine als Kursleiter

Termin: 11.–13. November 1982.

Ort: Haus für Tagungen, 8578 Neukirch an der Thur.

Kursziel und -inhalte: Schwierigkeiten unterrichtlicher und sozialer Prozesse sollen an diesem Kurs durch eigenes Tun, Information und Reflektion erfahrbar gemacht werden. Die Kursleiter aus der Erwachsenenbildung, Elternbildung, Jugendarbeit und Industrie sollen Gelegenheit haben, das eigene methodische/didaktische Instrumentarium auszuweiten, zu vertiefen und zu bereichern. Folgende Elemente sollen dabei behandelt werden: Kurseinstieg, Aktivierung der Kursteilnehmer, Wahrnehmungs- und Konfliktfähigkeit, Kombination verschiedener methodischer Elemente u. a.

Leitung: Sigi Amstutz, Theaterpädagoge, Turbach; Dr. Marcel Sonderegger, Nottwil.

Auskunft und Anmeldung: Arbeitsteam für Kommunikations- und Verhaltenstraining, Postfach 1061, 6002 Luzern.

Wir spielen den St. Nikolaus

Termin: 20./21. oder 27./28. November 1982.

Ort: Antoniushaus Mattli, Morschach.

Zielgruppe: «St. Nikolaus»-Darsteller und ihre Helfer: Mitglieder von Jugendgruppen und Vereinen, Katecheten, Lehrer, Lehrerinnen, Kindergärtnerinnen.

Kursziel und -inhalte: St. Nikolaus: Leben, Legende und Brauchtum – Pädagogisch-psychologische Erkenntnisse über Kind und Familie – Wie wird ein St. Nikolaus-Besuch in Familien, Kindergärten, Schulklassen, Jugendgruppen und auch bei Erwachsenen vorbereitet und gestaltet? – Auftreten und Sprache des St. Nikolaus und seiner Helfer – Tugend- und Sündenregister – Belohnung und Strafe? – Das Versprechen und die nachnikläusliche Erziehung – Auswüchse und ihre Folgen. Arbeit mit Film, Dias, Fotos, in Diskussionsrunden und an Beispielen.

Leitung: Pfr. Aloys von Euw, Morschach.

Auskunft: Pfr. Aloys von Euw, Morschach.

Anmeldung: Anoniushaus Mattli, 6443 Morschach, Telefon 043 - 31 22 26.

Zum Bild auf der Frontseite

Der St. Galler Mönch und Diakon Magnus, um 700 geboren, stammte wahrscheinlich aus Rätien. Zusammen mit einem anderen Mitglied der St. Galler Gemeinschaft, Theodor, zog er als Glaubensbote ins Allgäu, wo dank ihrem Wirken die Klöster Kempten und Füssen entstanden. Magnus starb vermutlich am 6. September 772. Das Bild auf der Frontseite gibt das Fresko mit Gallus und Magnus in der Benediktinerabtei St. Mang, Füssen, wieder.

Die Mitarbeiter dieser Nummer

Dr. Urs Altermatt, Professor, Staufferstrasse 30, 3006 Bern

Dr. P. Leo Ettlin OSB, Rektor der Kantonsschule, 6060 Sarnen

Dr. Othmar Frei, Leiter der IKK-Arbeitsstelle, Hirschmattstrasse 5, 6003 Luzern

P. Hansjörg Gächter SJ, Byfangweg 6, 4051 Basel

Josef Heggli, Priester, Heilpädagoge und Psychologe, Postfach 1, 9465 Salz

Gustav Kalt, Professor, Himmelrichstrasse 1, 6003 Luzern

Dr. P. Sebald Peterhans OFMCap, Postfach 11, 9050 Appenzell

Dr. P. Joachim Salzgeber OSB, Stiftsarchiv, 8840 Einsiedeln

Karl Schönenberger, Pfarrer, Kirchweg 3, 9030 Abtwil

Dr. Gustav Truffer MS, Sozialinstitut der KAB, Postfach 349, 8031 Zürich

Heribert von Tunk, lic. theol., Frauholz, 6422 Steinen

Schweizerische Kirchenzeitung

Erscheint jeden Donnerstag

Fragen der Theologie und Seelsorge.
Amtliches Organ der Bistümer Basel, Chur, St. Gallen, Lausanne-Genf-Freiburg und Sitten

Hauptredaktor
Dr. Rolf Weibel, Frankenstrasse 7–9
Briefadresse: Postfach 1027, 6002 Luzern
Telefon 041 - 23 07 27

Mitredaktoren
Prof. DDr. Franz Furger, Obergütschstrasse 14, 6003 Luzern, Telefon 041 - 42 15 27
Dr. Karl Schuler, Bischofsvikar, Hof 19, 7000 Chur, Telefon 081 - 22 23 12
Thomas Braendle, lic. theol., Pfarrer, 9303 Wittenbach, Telefon 071 - 24 62 31

Verlag, Administration, Inserate
Raeber AG, Frankenstrasse 7–9
Briefadresse: Postfach 1027, 6002 Luzern
Telefon 041 - 23 07 27, Postcheck 60 - 162 01

Abonnementspreise
Jährlich Schweiz: Fr. 65.—; Deutschland, Italien, Österreich: Fr. 78.—; übrige Länder: Fr. 78.— plus zusätzliche Versandgebühren.
Einzelnummer Fr. 1.85 plus Porto

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Nicht angeforderte Besprechungsexemplare werden nicht zurückgesandt.

Redaktionsschluss und Schluss der Inseratenannahme: Montag, Morgenpost.

Rauchfreie

Opferlichte

in roten oder farblosen Kunststoffbechern können Sie jetzt vorteilhafter bei uns beziehen.

Keine fragwürdigen Kaufverpflichtungen.
Franko Station bereits ab 1000 Lichte.

Verlangen Sie Muster und Offerte!

HERZOG AG
6210 Sursee, Tel. 045 / 21 10 38

Als **Spezialist** widme ich mich der dankbaren Aufgabe, in

Kirchen und Pfarreiheimen
Lautsprecher- und Mikrophon-Anlagen

auch für **Schwerhörige** mittels Induktion ausgebaut, einzurichten. Eine solche Installation erfordert vom Fachmann äusserst individuellen Aufbau von hochqualifizierten Elementen. Durch die neue **Hi-Fi-Technik** stehen Ihnen geeignete Geräte zur Verfügung, die höchste Ansprüche an eine

perfekte, saubere und naturgetreue
Wiedergabe von Sprache und Musik

erfüllen. Ich verfüge über **beste Empfehlungen.** Verlangen Sie bitte eine **Referenzliste** oder eine **unverbindliche Beratung.**

A. BIESE
Obere Dattenbergstrasse 9 6005 Luzern Telefon 041-41 72 72

F. Mayer/H. E. Mgr. Pitirim

Die Orthodoxe Kirche in Russland

192 Seiten, vierfarbiger Bildteil, 128 Seiten Textteil, geb. Fr. 148.– .

In den fünf zwischen die Bildteile eingestreuten Essays findet der Leser den komplementären Gegensatz zu Fred Mayers Bildern: eine Selbstdarstellung der Russisch-Orthodoxen Kirche. Fünf Autoren, zwei wohnhaft in der Sowjetunion, drei im westlichen Ausland, alle jedoch Russen und eng mit der Kirche verbunden, behandeln fünf zentrale Aspekte:
Zehn Jahrhunderte Russisch-Orthodoxe Kirche; Kirchenarchitektur der alten Rus; Ikonen und Fresken in Russland; Russische Frömmigkeit; Das gegenwärtige Leben der Kirche in Russland. – Fred Mayer, 1933 in Luzern geboren, zeichnet sich durch seinen persönlichen Stil aus. Während anderthalb Jahren arbeitete der Fotograf an dieser erst- und einmaligen fotografischen Darstellung der Russisch-Orthodoxen Kirche.

Zu beziehen durch: Buchhandlung Raeber AG, Frankenstr. 9, 6002 Luzern, Telefon 041 - 23 53 63

Friedhofplanung
Friedhofsanierung
Exhumationsarbeiten
Kirchenumgebungen
(spez. Firma seit 30 Jahren)

Tony Linder, Gartenarchitekt, **6460 Altdorf,** Tel. 044 - 2 13 62

Jugendseelsorge Zürich

Die katholische Arbeitsstelle für Jugendarbeit und Jugendberatung im Kanton Zürich sucht auf den 1. 1. 1983 (oder nach Vereinbarung) eine (n)

Stellenleiter/-leiterin

Die Arbeitsstelle nimmt durch ein Team von 6 Mitarbeitern in umfassender Weise Jugendarbeit und Jugendberatung wahr. Sie steht im Dienste der Pfarreien des Generalvikariates für den Kanton Zürich.

Aufgabenschwerpunkte:

Personelle und administrative Leitung der Stelle, Fachmitarbeit im Bereich der Jugendarbeit.

Voraussetzungen:

Theologischer Abschluss,
Zusatzausbildung (oder Praxis) im Sozialbereich,
Erfahrungen in kirchlicher Jugendarbeit und Fähigkeit zur Übernahme von Leitungsfunktionen.

Die Stelle ist sehr vielseitig und lässt Raum für persönliche Initiative. Sie verlangt Bereitschaft, in einem Team zu arbeiten.

Für weitere Informationen steht Ihnen der jetzige Stellenleiter, Herr Hans-Ruedi Häusermann, gerne zur Verfügung. Adresse: Auf der Maur 13, 8023 Zürich, Tel. 01 - 251 76 20.

Bewerbungen mit den üblichen Unterlagen an: A. Traber, Griesernweg 34, 8037 Zürich, Tel. 01 - 42 48 86

Für einen neuen Anfang

Meditationen, Ansprachen und Gebete im Lesejahr B
Norbert Bug

200 Seiten, kart., Fr. 23.50. Für jeden Sonntag des Jahres wurde eine kurze Ansprache, eine kleine Meditation und ein bittendes Gebet ausgewählt und zusammengestellt.

Zu beziehen durch: Buchhandlung Raeber AG, Luzern, Tel. 041 - 23 53 63

Eine Wohltat für die Beine:

Herrensocken, die nicht einschneiden (ohne Gummizug). Verschiedene Farben. Per Paar Fr. 8.80

ROOS Herrenbekleidung
Frankenstrasse 9, 6003 Luzern
Telefon 041-23 37 88

LIENERT KERZEN EINSIEDELN
055 53 23 81

A. Z. 6002 LUZERN

39/30. 9. 82